

Bischof
Dr. Gerhard Feige

*Mit Wurzeln
und Flügeln*

Bistum Magdeburg
2012

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de

Redaktion, Gestaltung: Thomas Lazar

Fotos: KNA (28o|29o), Vlasov (28u), Malteser Magdeburg (31o), Bistum Magdeburg.

Druck: Schlüter Druck, Schönebeck

„Mit Wurzeln und Flügeln leben lernen“ – ist ein Wort, das Johann Wolfgang von Goethe zugeschrieben wird. Im 20. Jahr ihres Bestehens begleitete es die katholischen Schulen im Bistum Magdeburg als Leitmotiv von der Bistumswallfahrt im Herbst 2011 bis zum Sommer dieses Jahres.

Bezeichnenderweise steht es als Titel nun auch über der hier vorliegenden Sammlung mit Predigten und weiteren Texten aus der Hand des Magdeburger Bischofs Dr. Gerhard Feige.

„Mit Wurzeln und Flügeln leben lernen“ – Für Bischof Dr. Feige kommt in diesem Wort auch etwas sehr christliches zum Ausdruck: Fest verwurzelt in unserem Glauben an Jesus Christus und mit beiden Füßen auf dem Boden der Tatsachen dürfen, ja sollen wir uns doch von dem beflügeln lassen, der uns Weg, Wahrheit und Leben sein will.

„Ja, wir haben dieses feste Fundament – aber wir sind damit beileibe keine sogenannten Fundamentalisten“, erinnert der Bischof darum in seiner Predigt zur Bistumswallfahrt im Herbst 2011. „Als Kirche sind wir kein geschlossenes System, sondern vom innersten Wesen her immer offen für das Wirken des Heiligen Geistes. Das verleiht uns Flügel... Eine solche Hoffnung entfremdet uns nicht dieser Welt, sondern weitet unseren Horizont und lässt vieles entkrampfter sehen und tiefer verstehen.“

Die Suche nach diesem „tieferen Verstehen“ in einer Zeit voller Irritationen und Herausforderungen klingt in vielen der hier gesammelten Texte an. Wer sich darauf einlässt, kann seinen Blick weiten und erkennen, dass Gottes Geist die Kirche auch heute durchweht und Hoffnung schenkt.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Mit Wurzeln und Flügeln leben lernen.....	6
Predigt zur Bistumswallfahrt am 4. September 2011	
„...dass der Mensch was lernen muss“.....	11
Ansprache zum Neujahrsempfang des Bischofs 2012	
Gesandt in den Weinberg des Herrn.....	15
Predigt zum Pastoraltag am 26. Oktober 2011	
Unterwegs als Hoffnungsgemeinschaft.....	19
Hirtenbrief zur österlichen Bußzeit 2012	
Kreuzesnachfolge.....	23
Predigt am Dies sacerdotalis 2012	
„Bereitet dem Herrn den Weg“.....	27
Predigt beim Altmärkischen Kirchentag am 24. Juni 2012	
Das Evangelium wirkt aus sich heraus missionarisch.....	36
Interview mit dem Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken	
Priesterliche Wesenszüge.....	42
Zum Priesterjubiläum von Domkapitular Ulrich Lieb am 26. Juni 2011	
Heil in Fülle.....	47
Predigt im Universitätsgottesdienst in Halle am 13. Juli 2011	
„Dass Menschen wieder Menschen werden“.....	52
Predigt zum Heiligen Abend 2011	
Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt.....	56
Predigt zu 20 Jahre Partnerschaftsaktion Ost am 16. Juni 2012	
Was bedeutet mir Wittenberg?.....	59
Beitrag zur Publikation „Orte der Reformation – Wittenberg“	
Der Sonntag entkrampft.....	61
Osterartikel für die Magdeburger Volksstimme	

Mit Wurzeln und Flügeln leben lernen

Predigt zur Bistumswallfahrt am 4. September 2011

(Kol 2,6-10; Joh 14,1-6)

Viele von Ihnen werden sich noch daran erinnern, dass die Kirchen zu DDR-Zeiten aus marxistischer Sicht – wie Walter Ulbricht es formuliert hat – als „bürgerlich-kapitalistische Verdummungsanstalten“ angesehen wurden. Der Glaube an Gott – so meinte man – sei längst wissenschaftlich widerlegt. Kurioserweise sind inzwischen solche Töne manchmal wieder zu hören. Da steht es fast im Widerspruch dazu, dass wir als katholische Kirche derzeit in Sachsen-Anhalt der größte freie Schulträger mit etwa 2900 Schülerinnen und Schülern und zirka 250 Lehrerinnen und Lehrern sind. Auch die evangelische Kirche engagiert sich in diesem Bereich enorm. Schon vor zwanzig Jahren – also noch vor der Gründung unseres Bistums – hat mein Vorgänger, Bischof Leo Nowak, drei katholische Gymnasien errichtet. Inzwischen sind noch vier Grundschulen und eine Sekundarschule hinzugekommen. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Kindergärten in unserer Trägerschaft und auch vielfältige kirchliche Bildungsangebote für Erwachsene bis hin zur Akademie unseres Bistums. Betreiben wir das alles, um Menschen zu verdummen, oder zeigt sich darin nicht, dass Glaube und Vernunft durchaus zusammengehören und sich gegenseitig befruchten können?

Interesse am Menschen

Alle unsere Schulen sind gegründet worden, weil es eine große Nachfrage gab; und das ist bis heute so geblieben. Viele Eltern – nicht nur katholische – haben sich dafür eingesetzt. Fast selbstverständlich werden auch Kinder anderer Glaubensrichtungen oder aus konfessionslosen Familien diesen Schulen anvertraut.

Die Nachfrage allein begründet allerdings noch nicht, warum es katholische Kindergärten, Schulen und Einrichtungen der Erwachsenenbildung gibt. Das wäre zu kurz gegriffen. Wir beabsichtigen damit nicht, irgendwelche „Kaderschmieden“ zu betreiben, um uns Nachwuchs zu sichern, oder aber elitären Bedürfnissen bestimmter Bevölkerungskreise entgegenzukommen.

Nein, dass Kirche sich überhaupt in dieses Feld der Erziehung und Bildung hinein begibt, hat vielmehr zutiefst mit dem Auftrag zu tun, den sie gegenüber der ganzen Gesellschaft hat. Und dieser besteht nicht nur darin, Gottesdienst zu feiern und sich sozial-karitativ zu engagieren, sondern auch aus dem Glauben heraus sich um eine gediegene Bildung zu mühen und Suchenden die Augen für entscheidende Werte des Lebens und entsprechende Haltungen zu öffnen. Als Christen sind wir davon überzeugt, „dass Gott jeden Menschen aus Liebe einzigartig erschaffen hat“. Darum ist es uns auch ein Anliegen, Kinder und Jugendliche „bei der Entwicklung und Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu unterstützen“.¹ Das belegen verschiedene Klöster und Ordensgemeinschaften, die schon seit Jahrhunderten Schulen betreiben. Auch in manchen Gemeinden des damaligen Bischöflichen Kommissariats Magdeburg gab es im 19. und 20. Jahrhundert katholische Schulen. Einzelne Gebäude erinnern noch daran.

Bildung ist ein grundlegendes Menschenrecht. Jeder Mensch ist darauf angelegt, zu lernen und sich zu entfalten, um sein Leben in dieser Welt verantwortlich gestalten zu können. Daran, ob ihm die Möglichkeit gewährt oder verwehrt wird, sich in Freiheit zu bilden, entscheidet es sich geradezu, wie menschlich eine Gesellschaft ist. Ein Diktator oder ein totalitäres Regime sind nicht daran interessiert, dass Menschen eigenständig denken lernen und die Dinge hinterfragen. Darum haben die Nationalsozialisten, als sie in Deutschland an die Macht kamen, christliche Schulen auch verboten und aufgelöst. Und ihre kommunistischen Nachfolger haben verhindert, dass kirchliche Schulen oder Kindergärten neu entstehen konnten.

Wenn uns als Kirche das Wohl der Menschen am Herzen liegt, gehört es zutiefst auch zu unserem Auftrag, uns aktiv für das menschliche Grundrecht auf Bildung einzusetzen. Dementsprechend müssen unsere Bildungsangebote grundsätzlich auch für Menschen aller sozialen Schichten sowie anderer Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen offen sein.

Jesus als guter Pädagoge

Was aber ist das Besondere unserer eigenen Bildungsangebote? Schließlich engagieren sich in diesem Bereich auch andere. Was macht unser Profil aus? Welche Ziele verfolgen wir? Welche Inhalte vertreten wir? Und wie lassen sie sich vernünftig begründen?

Keine Frage, dass Jesus Christus dabei für uns Vorbildfunktion hat. Wie aber versucht er, Menschen etwas nahezubringen? Im heutigen

Evangelium gibt er uns eine dreifache Zusage: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Nicht umsonst gilt er deshalb in der frühen Kirche auch als guter Pädagoge. Klemens von Alexandrien, der vom zweiten zum dritten Jahrhundert lebte, bezeichnet ihn sogar ausdrücklich so.

Bei Jesus sehen wir, dass er ganz individuell auf die Menschen eingeht. Er erzählt Gleichnisse, er lehrt, er tröstet, er rüttelt auf, er berührt Menschen, er heilt sie, er isst mit ihnen, er bedient sich ganz unterschiedlicher Gesten und Zeichen. Er will nicht nur die Köpfe erreichen, sondern auch die Herzen. Und auch dabei belässt er es nicht, sondern ruft dazu auf, sich zu verändern, sich zu entscheiden und zu handeln, gegebenenfalls umzukehren und neu zu beginnen. Man könnte das, was Jesus tut, modern so ausdrücken: seine Pädagogik ist ganzheitlich.

Außerdem beruht sie auf einer ganz wesentlichen Grundlage: auf seinem Menschenbild. Jesus denkt sehr groß vom Menschen. Er hält ihn weder für einen blinden Zufall der Natur noch für ein verwertbares Serienprodukt. Vielmehr sieht er in jedem Menschen das Ebenbild Gottes. Nicht Stärke und Macht, Reichtum und Schönheit sind das, worauf er setzt, sondern die göttliche Würde, die allen Menschen innewohnt. Für ihn ist jede und jeder zur Freiheit berufen, ein unendliches Geheimnis mit einer eigenen Geschichte, Sehnsucht und Zukunft.

Seine Pädagogik hat schließlich auch ein klares Ziel. Er will, dass die Menschen mit dem wahren Leben in Kontakt kommen: mit dem, was sie erfüllt und glücklich werden lässt. Für Jesus steht außer Frage, dass es hier um Leben und Tod geht. Leben kann für ihn letztlich nur gelingen, wenn der Mensch sich für die Liebe Gottes und für die Liebe zu seinen Mitmenschen öffnet.

Eine Bildung, die den ganzen Menschen anspricht, die vom Menschen unendlich groß denkt und deren Ziel es ist, dass der Mensch über sich hinaus wächst und das wahre Leben findet: das ist alles andere als „Volksverdummung“. Was Jesus aufzeigt, ist vielmehr in sich schlüssig und einleuchtend. Mit einem solchen Bildungskonzept können wir uns als Kirche sehr wohl sehen lassen.

Wurzeln und Flügel

Als Christen haben wir ein festes Fundament, auf dem der Mensch wachsen kann, und eine hoffnungsvolle Perspektive, die Mut macht, sich kreativ zu entfalten. Oder anders gesagt: Wir sind in Christus

verwurzelt (vgl. Kol 2,7) und durch ihn „zur Freiheit befreit“ (Gal 5,1). Bei Johann Wolfgang von Goethe klingt das – freilich säkularer gemeint – so: „Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel“. Das ist für ihn gewissermaßen der Kern jeder Pädagogik: Wurzeln und Flügel bewusst zu machen oder zu vermitteln. Um beides – nur eben noch tiefer betrachtet – geht es unserem christlichen Glauben schon von jeher.

Wir leben aus einer langen und reichen Tradition. Dazu gehören die Botschaft der Bibel und die Lehre der Kirche, dazu gehören viele Überlieferungen und Bräuche, dazu gehört das beeindruckende Lebenszeugnis unzähliger Christen. Unser tiefstes Fundament aber ist Jesus Christus selbst. In ihm – so glauben wir – „wohnt wirklich die ganze Fülle Gottes“ (Kol 2, 9). Durch ihn ist uns einzigartig und endgültig offenbart, wer Gott ist und was er mit uns vorhat. Er lässt uns erkennen, woher wir kommen und wohin wir gehen. Unsere Heimat ist im Himmel. Letztendlich kommen wir aus der Ewigkeit Gottes und sind seine Kinder. Und wir gehen dahin, wohin Jesus vorausgegangen ist, um uns eine Wohnung zu bereiten (vgl. Joh 14, 2). Wer aber um seine Herkunft und sein Ziel weiß, kann angesichts der Gegenwart einen langen Atem haben und muss nicht auf jeden Zug aufspringen, der gerade fährt.

Ja, wir haben dieses feste Fundament – aber sind damit beileibe keine sogenannten Fundamentalisten. Als Kirche sind wir kein geschlossenes System, sondern vom innersten Wesen her immer offen für das Wirken des Heiligen Geistes. Das verleiht uns Flügel. Denn der Heilige Geist ist die schöpferische Macht allen Lebens. Er schafft Neues, wo etwas zu erstarren droht. Er schenkt Frieden, wo Unfriede ist. Er drängt uns Menschen dazu, nach den Maßstäben Jesu zu leben: unseren Egoismus zu überwinden, Gutes zu tun und uns für Gerechtigkeit einzusetzen. Und schließlich ist es auch eine Gabe des Heiligen Geistes, darauf vertrauen zu lernen, dass unser Leben mit dem Tod nicht zu Ende ist, sondern wir – wie Jesus uns zusagt – tatsächlich einmal dort sein werden, wo er angekommen ist: in der Herrlichkeit Gottes. Wer darauf setzt, dass es in diesem Sinne eine Vollendung unseres irdischen Lebens gibt, wird vielleicht nicht nur beruhigter sterben, sondern auch anders leben. Eine solche Hoffnung entfremdet uns nicht dieser Welt, sondern weitet unseren Horizont und lässt vieles entkrampfter sehen und tiefer verstehen.

Derart – verwurzelt und beflügelt – zu leben, halte ich für ziemlich spannungsreich, nicht aber für infantil oder weltfremd. Schließlich versteht sich unser Glaube nicht als irrationale Träumerei, sondern

stellt sich der Vernunft und der Welt, wie sie ist: mit ihren Möglichkeiten und Bedrohungen, Faszinationen und Grausamkeiten, Freuden und Leiden. Er ist weder Opium für Arme noch Luxus für Betuchte. Auch wenn er oft in der Geschichte bis heute instrumentalisiert oder missbraucht wurde, ist er keine militante Ideologie, die Hass und Gewalt rechtfertigt. Christlicher Glaube ist auf Gemeinschaft angelegt und erschöpft sich nicht in religiösen Gefühlen. Gegen allen Egoismus und alle Gleichgültigkeit drängt er zum Handeln: zum Einsatz für die Menschenwürde und das Gemeinwohl, für soziale Gerechtigkeit und einen barmherzigen Umgang miteinander. Was aber könnte vernünftiger und realistischer sein als ein solcher Weg, eine solche Wahrheit und ein solches Leben? Als Kirche haben wir damit einen Schatz anzubieten, der nicht nur attraktiv ist, sondern viele Menschen auch zu einem erfüllteren Leben führen könnte. Warum sollten wir ihn den anderen vorenthalten? Bringen wir ihn auch weiterhin auf vielfältige Weise in unsere Gesellschaft ein, mit Fantasie und Elan, Ausdauer und Zuversicht – um Gottes und der Menschen willen.

¹ *Die deutschen Bischöfe, Nr. 90, Qualitätskriterien für Katholische Schulen, 7.*

„...dass der Mensch was lernen muss“

Ansprache zum Neujahrsempfang des Bischofs 2012

*Also lautet ein Beschluss:
Dass der Mensch was lernen muss.
Nicht allein das Abc
Bringt den Menschen in die Höh,
Nicht allein im Schreiben, Lesen
Übt sich ein vernünftig Wesen;
Nicht allein in Rechnungssachen
Soll der Mensch sich Mühe machen;
Sondern auch der Weisheit Lehren
Muss man mit Vergnügen hören.
(Wilhelm Busch)*

Sehr verehrte Gäste, liebe Schwestern und Brüder, herzlich begrüße ich Sie alle, die Sie meiner Einladung zum Neujahrsempfang gefolgt sind. Menschen aus ganz unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenszusammenhängen sind heute hier zusammengekommen. Das Anliegen, das Sie alle verbindet, bringt Wilhelm Busch, von dem wir gerade ja schon gehört haben und noch hören werden, so auf den Punkt: „Also lautet ein Beschluss: Dass der Mensch was lernen muss.“

Ganz so drastisch möchte ich dieses Anliegen allerdings nicht ausdrücken. Mir ist es sympathischer zu sagen: Jeder Mensch hat ein Recht darauf, sich zu entwickeln und zu entfalten. Wir Christen begründen das damit, dass jeder Mensch von Gott ins Leben gerufen wird und eine einmalige Person ist. Jede und jeder hat eine Lebensaufgabe, die niemand sonst in der Weise erfüllen kann. Aus dieser Perspektive heraus haben wir Christen auch ein Interesse daran, uns an der Bildung der Menschen zu beteiligen.

Dass wir das auch in aller Freiheit tun können, ist mit Blick auf unsere jüngste Geschichte gar nicht so selbstverständlich. Wie war das zum Beispiel noch vor 23 Jahren? Wen hätte der Bischof einladen können, wenn es um katholische Bildung im weitesten Sinn geht, vor allem um das Bildungswesen in freier Trägerschaft? Wäre ein solches Treffen wie der heutige Neujahrsempfang überhaupt zustande gekommen, wenn Sie sich mal die katholischen Schulen, die Kindertagesstätten und die Horte, die Katholische Erwachsenen- und Familienbildung, die Akademie, die Förderwerkstätten, Initiativgruppen und Bildungshäuser wegdenken?

Für die heutigen Schülerinnen und Schüler unserer katholischen Schulen ist das alles längst Geschichte, was damals 1989/90 durch die friedliche Revolution und die politische Wende bewirkt und möglich wurde. Für sie ist eine katholische Schule deshalb nichts Erstaunliches. Und doch scheint es mir wichtig zu sein, gerade den Jüngeren existentiell zu vermitteln, dass es durch den Mauerfall tatsächlich ein „Vorher“ und ein „Nachher“ gibt.

Das lässt sich zum Beispiel am Schulsystem besonders gut aufzeigen. Wie unglaublich ist da mit Kindern und Jugendlichen, aber auch mit Eltern und Lehrern im Namen der marxistisch-leninistischen Ideologie umgegangen worden! Welche Repressalien mussten diejenigen erleiden, die eine andere Meinung als die staatlich verordnete hatten! Und was bedeutete es für Eltern und Kinder, zu ihrem Glauben zu stehen und deshalb manches nicht mitmachen zu können!

Dass es inzwischen nicht nur eine, sondern sogar mehrere katholische Schulen in Sachsen-Anhalt gibt; dass Kinder in den Kindertagesstätten und Horten in aller Freiheit dem christlichen Glauben begegnen können – das hätten sich sicher viele nicht in ihren kühnsten Träumen ausmalen können. Und genauso wenig war damals an so etwas wie Erwachsenen- und Familienbildung in katholischer Trägerschaft zu denken, dass wir uns als Kirche in allen Bereichen der Bildung – sei es mit Kindern, mit Jugendlichen oder mit Senioren – auf unsere Weise in die Gesellschaft einbringen können.

Ich bin deshalb sehr dankbar, dass sich die Verhältnisse inzwischen so geändert haben, dass wir nun tatsächlich in Freiheit das Profil unserer katholischen Bildungseinrichtungen prägen können. Und damit leisten wir auch einen Beitrag zur weiteren freiheitlichen Entwicklung in unserem Land.¹

Natürlich müssen wir damit rechnen, dass es gerade hier bei uns im Osten Deutschlands auch Vorbehalte gegenüber kirchlichen Bildungseinrichtungen gibt. Die marxistisch-leninistische Agitation und Propaganda sind sicher bei einigen noch nicht ganz vergessen. Das macht Menschen vorsichtig gegenüber einer Institution, die mit einem eigenen Anspruch auftritt.

Oftmals wird Kirche deshalb auch als ein reaktionärer Interessenverband angesehen, der versucht, in der Gesellschaft die eigenen Positionen durchzusetzen. Manche Leserbriefe lassen eine solche Einstellung heraushören. So hieß es vor einiger Zeit in einer renommierten Wochenzeitung auch: Das Christentum „erscheint immer noch als Religion des Imperialismus, als Glaube, den die Kolonisatoren über die Welt verbreiten wollten, und in den westlichen Gesellschaften selbst

hat man nicht vergessen, dass Aufklärung und Geistesfreiheit gegen den teils erbitterten Widerstand der Kirche erstritten werden mussten“ (Jan Ross in: Die Zeit, 13. 01.11, S. 5).

Umso wichtiger ist es, dass wir gerade im Bereich der Bildung ein Gesicht von Kirche zeigen, das menschenfreundlich ist. Unsere Angebote – sei es in den Schulen, in der Erwachsenen- und Familienbildung, in unseren Kindertagesstätten, in den Horten, in den Fördereinrichtungen für Behinderte oder in den Seniorenbildungseinrichtungen – sind deshalb grundsätzlich für alle offen. Und wir haben ein Verständnis von Bildung, das den ganzen Menschen im Blick hat. Unsere Angebote wollen nicht nur Wissen und gediegene Kenntnisse vermitteln; es geht uns auch darum, dass Menschen – junge und alte Menschen – sich ganzheitlich entfalten und immer weiter entwickeln können. Gegenüber einer einseitigen Orientierung auf Leistung, wie wir sie in unserer Gesellschaft beobachten können, setzen wir darauf, dass – wie wir es im Pastoralen Zukunftsgespräch formuliert haben – „Räume des Dialogs und der Wertekommunikation“ entstehen, „Räume der Begegnung sowie des gelebten und erfahrbar gemachten Glaubens, Räume der Kultur, Kreativität und Phantasie, Räume des Lebens und der Lebensfreude, Orte der Solidarität und der menschlichen Nähe, Orte der Reflexion und des Innehaltens“ (PZG-Dokumentation, 53).

Gerade mit unserer Bildungsarbeit können wir so etwas einlösen, was seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ganz klar als Auftrag der Kirche in der Welt formuliert worden ist: dass wir als Christen nämlich eine Verantwortung für alle Menschen haben, nicht nur für die Katholiken und auch nicht nur für die Christen. Wir sollen für die Rechte und die Würde aller eintreten. Wir sollen allen helfen, wahre Freiheit und Erfüllung zu finden.

Um auf einer solchen Spur zu bleiben, brauchen wir, so glaube ich, zweierlei: die Beheimatung in der Tradition unseres Glaubens und zugleich eine große Weite des Geistes.

Ein junger Journalist hat in unserer Kirchenzeitung einmal berichtet, wie er wieder zum Glauben gefunden hat. Er hat Menschen erlebt – es waren Ordensmänner – die ihm, so schreibt er, „mit wahrhaft väterlicher Liebe und Respekt“ begegnet sind, wie er dies noch nie zuvor erfahren hatte. „Was mich wirklich überzeugt“, so schreibt er weiter, „sind vor allem Menschen, ... die einen Grund haben, auf dem sie sicher stehen“ (Andreas Kaiser, in: Tag des Herrn Nr. 3, 16. Januar 2011, S. 5), Menschen, die das leben, was sie glauben, und die das leben, was sie sagen.

Und ein zweites war dem jungen Journalisten wichtig: dass diese Menschen, durch die er zum Glauben gekommen ist, ihn niemals vereinnahmt haben. Er durfte mit seinem Suchen und Fragen er selbst sein. Er spürte, dass er die volle Freiheit hatte, selbst seine Nähe oder Distanz zur Kirche zu bestimmen. Diese Weite des Geistes hat ihn überzeugt. Weite des Geistes: das gehört untrennbar zu dem festen Grund, auf dem wir stehen, Weite des Geistes, die Bewährtes aufgreift und sich Neuem nicht verschließt. Nicht irgendwelche Strategien sind entscheidend, sondern die Gesinnung, die aus unseren Worten und Taten spricht und widerspiegelt, wovon unser Herz erfüllt ist.

Dann begegnen wir einander wirklich. Dann können die Menschen, mit denen wir zu tun haben, erfahren, dass Kirche weder engstirnig noch verbissen und kleinkariert ist, dass wir vielmehr gemeinsam danach suchen wollen, wie das Leben gelingen kann.

Ich bin dankbar, dass es in unserem Bistum eine solche Vielfalt von katholischen Bildungsträgern und -einrichtungen gibt, wie sie sich hier in diesem Raum heute abbildet. Von Herzen danke ich vor allem denen, die Sie sich an Ihrem Platz im Dienst an der Würde der Menschen engagieren! Ihnen ist der heutige Neujahrsempfang besonders gewidmet. Ich hoffe, dass die Begegnungen dieses Tages Ihnen Freude bereiten und auch Mut machen, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Wir sind mit unserem Bildungsangebot auf einem guten Weg – davon bin ich überzeugt.

Und nun dürfen Sie gespannt sein, was Sie heute noch alles erwartet. Wenn ich das Programm so sehe, habe ich den Eindruck, dass hier der ganze Mensch mit allen Sinnen auf seine Kosten kommen wird.

Zunächst aber wünsche ich Ihnen allen erst einmal von Herzen ein gutes, gesegnetes Neues Jahr! Lassen Sie uns gemeinsam darauf anstoßen!

¹ vgl. Würzburger Synode, Beschluss *Schwerpunkte kirchlicher Verantwortung im Bildungsbereich*, Kap. 1.2.6: „Die katholischen Christen müssen sich aber dessen bewusst sein, dass in einer freien Gesellschaft die sicherste Garantie für den Bestand freier Bildungseinrichtungen im Erfolg der Bemühungen um eine eigene Prägung dieser Einrichtungen liegt“.

Gesandt in den Weinberg des Herrn

*Predigt zum Pastoraltag am 26. Oktober 2011
(Jes 5, 1-7; Mt 21,33-44)*

Der Weinbergaltar des Lucas Cranach

Im Danneil-Museum in Salzwedel befindet sich ein Gemälde, das den Titel trägt: „Der Weinberg des Herrn“. Es stammt aus der Werkstatt Lucas Cranachs d. J. und verbindet mehrere Bilder miteinander: die Beschreibung des Weinbergs, wie sie beim Propheten Jesaja zu finden ist, sowie das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg und das von den bösen Winzern.

Schon im Alten Testament war der Weinberg ein geläufiges Bild für das Volk Gottes: Gott selbst hat ihn gepflanzt, indem er sein Volk erwählt, befreit und immer wieder begleitet hat. Doch dieser Weinberg bringt nicht die erwarteten Früchte. Im heutigen Gleichnis aus dem Matthäusevangelium sind es die Winzer, die diese Früchte verweigern.

Das Bild von Lucas Cranach greift dieses Motiv auf und schildert die Kampfsituation zwischen Reformation und Papstkirche. Auf der einen Seite des Bildes werden die Amtsträger der römischen Kirche gezeigt, wie sie den Weinberg verwüsten und so verhindern, dass er die erwartete Frucht bringt. Auf der anderen Seite werden dagegen die Reformatoren dargestellt, die den Weinberg hegen und pflegen, so dass alles bestens wächst und gedeiht. In klarem Schwarz-Weiß-Kontrast wird hier der Anspruch erhoben, dass die „alte Kirche“ wie die bösen Pächter nun abtreten und ihren Platz den Reformatoren überlassen muss, weil sie keine Früchte gebracht hat.

Gott sei Dank ist eine solche Polemik zwischen evangelischen und katholischen Christen weitgehend ausgestorben. Gott sei Dank steht inzwischen das, was uns verbindet, stärker im Vordergrund als das rechthaberische Gebaren, wer nun den Weinberg im Sinne Gottes bearbeitet und Früchte bringt. Heute haben wir uns vielmehr alle dem Anspruch Gottes zu stellen und uns zu fragen, ob wir Frucht bringen oder versagen.

Heutige Polarisierungen

Doch mir scheint, dass auch unsere Zeit nicht frei davon ist, Kontrastbilder von den Arbeitern im Weinberg des Herrn zu zeichnen. Da soll es Konservative und Progressive geben, Traditionalisten und Libera-

le, Papsttreue und solcher, die nicht mehr richtig katholisch sind. Oftmals wird die je eigene Position für die einzig heilsame und fruchtbare gehalten und den anderen vorgeworfen, die Kirche in einen Abgrund zu treiben. Manche maßen es sich auch selbstgerecht an, in aller Öffentlichkeit anderen Glaubensgenossen unchristliches Verhalten zu unterstellen.

Angesichts dessen erscheint es fast als harmlos, wenn wir uns am heutigen Pastoraltag mit den Veränderungen im Rollenverständnis von Priestern und Laien, von Haupt- und Ehrenamt in unserer Kirche auseinandersetzen wollen. Dennoch – so habe ich den Eindruck – ist auch das nach wie vor ein spannungsreiches Thema. Das Zweite Vatikanische Konzil hat zwar alle Getauften in dem einen Volk Gottes zusammengeführt; und es hat – noch vor jeder Differenzierung – von einer „wahren Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi“ (LG 32) gesprochen, doch im Bewusstsein vieler – ob das nun Laien oder Priester sind – ist das noch nicht im vollen Maße entfaltet. Das kann auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck kommen: Die einen fühlen sich zur „Arbeit im Weinberg des Herrn“ weder befugt noch dafür ausgerüstet. Sie möchten sie gerne an die delegieren, die – so glauben sie – besser dafür ausgebildet sind und hoffen, dass ein Priester oder eine andere hauptamtliche Person diese Weinbergs-Arbeit für sie übernimmt. Darunter leiden dann diejenigen, die andere gern verantwortlich beteiligen möchten, aber weiterhin auf die Rolle des „Alleinzuständigen“ festgelegt werden. Andere wiederum trauen es ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen auch tatsächlich manchmal gar nicht zu, dass sie selbst verantwortlich im Weinberg arbeiten können. Sie lassen sie höchstens bei dieser oder jener Tätigkeit mitarbeiten. Das führt wiederum dazu, dass sich Laien, die in ihrem profanen Leben ihre Frau oder ihren Mann stehen, im kirchlichen Leben nicht ernst genommen fühlen. Wieder andere befürchten, dass das eigene Profil unklar werden könnte, wenn alle für die Arbeit im Weinberg tauglich sein sollen. „Was ist dann“ – so mögen sich manche fragen – „unsere Rolle als Priester, als Diakone oder als Gemeindefereferentinnen und -referenten, wenn die Laien nun auch alles machen können“?

Unsere gemeinsame Arbeit im Weinberg des Herrn

Solche Fragen und Empfindungen spiegeln etwas von unserer derzeitigen Situation wieder. Wir befinden uns als Kirche in einem Umbruch, der sich auch in unserer Gesellschaft seit längerem vollzieht.

Dazu gehört es, dass wir uns als Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil bewusst als „Volk Gottes“ verstehen. Das bedeutet, dass alle Getauften zunächst einmal und grundlegend die gleiche Berufung haben. „Ihr aber seid“ – so heißt es im 1. Petrusbrief (2,9) – ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat.“ Im Bild des Weinbergs gesprochen: wir alle zusammen sind dieser Weinberg, den Gott angelegt hat und von dem er Früchte erwartet. Der Weinberg, den wir zu pflegen haben: das ist nicht die Außenwelt; das sind wir selbst. An uns ist es, reiche Frucht zu bringen, indem wir am Reich Gottes mitarbeiten.

Jede Aufgabe bringt eigene Verantwortlichkeit

Diese Erwartung richtet Gott an alle Getauften gleichermaßen. Das heißt, dass wir seinen Weinberg auch nur im Miteinander recht bauen können, nicht im Gegeneinander. Wie beim Miteinander von uns Christen in den verschiedenen Konfessionen geht es auch hier darum, in erster Linie das zu sehen, was uns alle verbindet. „Es geht um das beglückende Wissen des Volkes Gottes, wer es in Christus ist und welchen Wert und welche Bedeutung es vor Gott und in der Welt und für die Welt hat“ (Elmar Mitterstieler SJ).

Auf dieser Grundlage kann dann in den Blick kommen, dass es in diesem einen Volk Gottes natürlich auch Unterschiede gibt und geben darf. Da ist die Vielfalt von Gaben – den Charismen – die den Getauften gegeben ist. Da sind die verschiedenen Dienste und Funktionen. Dass wir alle gemeinsam den Weinberg des Herrn „beackern“, heißt ja nicht, dass wir das alle auf genau die gleiche Weise zu tun haben. Im Bild gesprochen: die einen bearbeiten den Boden, die anderen befestigen die Reben, wieder andere bringen den Arbeitenden etwas zu essen und zu trinken; und schließlich braucht es auch diejenigen, die danach schauen, dass alle gute Arbeitsbedingungen vorfinden, um Frucht bringen zu können.

So gesehen bringt jede Aufgabe ihre eigene Verantwortlichkeit mit sich. Jede ist unverzichtbar – und das gilt dann eben vor allem auch für den Dienst der Hauptamtlichen in der Kirche: der Priester, der Diakone und der Gemeindereferentinnen und -referenten. Auch wenn sich das Verständnis dessen, was dieser Dienst bedeutet, in unserer Zeit wandelt, so bleibt er doch auch in Zukunft unverzichtbar.

Dass alle zur Arbeit im Weinberg beauftragt sind und dass Gott

von allen auch Früchte erwartet: das bedeutet ja keine Gleichmacherei. Es fordert vielmehr gerade uns Hauptamtliche dazu heraus, uns auf je eigene Weise in Dienst nehmen zu lassen – in tiefem Respekt vor der Berufung der anderen und in der Sorge dafür, dass sie diese ihre Berufung auch wahrnehmen können. Gemeinsam sind wir dazu da, die Ankunft des Reiches Gottes zu verkünden und zu vergegenwärtigen; das sind die Früchte, die von uns erbeten werden.

Halten wir uns deshalb nicht mit der Frage auf, wer nun den Weinberg besser oder schlechter bearbeitet, wer die bessere oder schlechtere Ausrüstung hat oder welche Aufgabe die wichtigere ist. Begreifen wir vielmehr, dass der Dienst im und am Weinberg des Herrn unser aller Anliegen sein muss. Jede und jeder möge sich auf eigene Weise mit einbringen. Und unterstützen wir uns dabei gegenseitig, damit wir tatsächlich Frucht bringen.

Unterwegs als Hoffnungsgemeinschaft

Hirtenbrief zur österlichen Bußzeit 2012

Liebe Schwestern und Brüder, dass es Kirche – gerade in unserer Region – immer noch gibt, ist nicht selbstverständlich. Erfreut bin ich aber darüber, dass sie sich mancherorts sogar recht lebendig zeigt. Darum möchte ich Ihnen allen, die Sie sich auf vielfältige Weise verantwortungsbewusst und kreativ mit einbringen, zunächst einmal von Herzen danken. Darüber hinaus halte ich es jedoch angesichts mancher Verunsicherungen und Missverständnisse auch für angebracht, einmal intensiver darüber nachzudenken: Wer oder was ist eigentlich die Kirche? Wie wird sie wahrgenommen? Wozu ist sie da? Wovon lebt sie? Was ist ihr Ziel?

Nicht nur irdisch geprägt

Für viele Außenstehende, liebe Schwestern und Brüder, ist Kirche lediglich ein Verein unter anderen oder aber schon eine der bedeutsameren Organisationen. Manche Kritiker sehen in ihr einen reaktionären Interessenverband oder eine Selbsthilfegruppe für lebensuntaugliche Existenzen. Andere halten sie für einen durchaus nützlichen Kulturträger, Sozialanbieter und Arbeitgeber. Und schließlich hat sie auch das Image, Sinn und Werte zu vermitteln oder als Dienstleistungseinrichtung für religiöse Bedürfnisse zur Verfügung zu stehen. Immer weniger jedoch können mit dem christlichen Bekenntnis, dass die Kirche heilig sei, etwas anfangen.

In der Tat scheint Kirche sich oftmals kaum von anderen Institutionen oder Bewegungen zu unterscheiden. Auch wir setzen auf möglichst viele Anhänger, ausreichende Finanzen, engagierte Mitarbeiter, überzeugende Leistungen und gesellschaftliches Ansehen und sind frustriert, wenn sich andere Entwicklungen abzeichnen. Vieles an Kirche ist sehr irdisch und kann Menschen mit idealen Vorstellungen und hohen Erwartungen leicht irritieren oder furchtbar enttäuschen. Auch Christen sind nicht unbedingt Engel oder Heilige, und kirchliche Strukturen bewirken nicht von selbst paradiesische Zustände. Es gibt Versagen und Sünde, Unvollkommenheit und Schwäche, Angst und Resignation. Immer wieder stoßen wir an unsere Grenzen oder verfal-

len sehr weltlichen Denk- und Verhaltensweisen. Nicht jede und jeder lebt aus einem tiefen Glauben.

Diese Erkenntnis dürfte uns aber nicht genügen, denn Kirche ist mehr als nur die Summe ihrer Mitglieder oder eine gute Idee, mehr als nur eine irdische Größe. Wie schon die griechischen Herkunftswörter für „Kirche“ zum Ausdruck bringen, ist sie eine „ekklesia“, das heißt: eine Gemeinschaft von Menschen, die aus allen Völkern herausgerufen werden und das neue Volk Gottes bilden; und sie ist eine „kyriaké“, das bedeutet: sie gehört dem Herrn Jesus Christus, dem Kyrios, er ist ihr Haupt und sie sein Leib. Damit wird schon einmal deutlich, dass Kirche gewissermaßen ein „Mischwesen“ ist, menschlich und göttlich zugleich, mit einer sichtbaren und einer unsichtbaren Dimension.

Von daher wird sie auch als das große Mysterium und Sakrament angesehen, das die innigste Vereinigung der Menschheit mit Gott und der Menschen untereinander anzeigen und bewirken soll. Dabei ist der Heilige Geist das Lebensprinzip der Kirche. Er garantiert, dass sie Gottes Werkzeug bleibt und nicht dieser Welt verfällt. Und wenn von ihrer Heiligkeit die Rede ist, darf darunter nicht ethische Vollkommenheit verstanden werden; gemeint ist damit vielmehr die unlösbare Zugehörigkeit zu Gott. Als göttliche Stiftung hat sie teil am Heiligen und lebt vor allem davon, von Gott selbst beschenkt zu werden. Darum sind die Feier der Sakramente und das Hören auf Gottes Wort für uns auch grundlegend. Diese Wirklichkeit ist jedoch nur im Glauben zu erfassen.

Dem Reich Gottes verpflichtet

Liebe Schwestern und Brüder, woraufhin sind wir nun aber unterwegs? Was motiviert und mobilisiert uns auf dieser Wanderschaft „zwischen den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes“ (LG I, 8)?

Vorhin haben wir die Botschaft Jesu gehört (Mk 1,15): „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ Könnte das uns nicht die Richtung weisen?! Hier wird verkündet, dass Gottes Wirklichkeit uns umgibt und herausfordert. Wir können nicht über sie verfügen, aber uns ihr öffnen, ihr nachspüren und diesem „Mehrwert“ in unserem Leben Raum geben.

Ohne Zweifel sind wir als Kirche nicht mit diesem Reich Gottes identisch. Immer und überall, wo man sich auf Erden triumphalistisch anmaßte, es aus eigener Kraft zu errichten, musste solches scheitern. Es bleibt – positiv gesagt – unser Ziel, auf das wir als Kirche hoffend zugehen, ein kritisches Gegenüber und Korrektiv. Das wird auch daran

deutlich, dass wir immer wieder beten: „Dein Reich komme!“

Andererseits ist Gottes Reich durchaus aber schon gegenwärtig und wirksam, vorläufig und verborgen zwar, vielfach auch nur in gebrochener Weise. Ein Zeichen dafür ist vor allem die Kirche. Darüber hinaus wird Gottes Herrschaft in Gerechtigkeit und Liebe jedoch auch überall da sichtbar, wo Menschen selbstlos handeln und sich für Freiheit und Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden einsetzen.

Aus der Spannung, dass dieses Reich Gottes bereits angebrochen ist, seine Vollendung aber noch aussteht, ergibt sich auch, dass Kirche immer wieder zur Erneuerung bereit sein muss, „ursprungsgetreu, zielorientiert und situationsbezogen“ (Heinrich Fries). Um des Reiches Gottes willen kann es dann notwendig sein, sich von manchem zu verabschieden, was in früheren Zeiten und vielleicht noch gestern uns lieb und teuer war. Wir müssen sogar bereit sein, aus alten Gewohnheiten auszubrechen, wenn sie uns inzwischen unnötig belasten und vom Eigentlichen abhalten. Das war schon dem heiligen Augustinus bewusst. Als Rom im Jahre 410 von den Vandalen erobert wurde und viele Christen befürchteten, dass mit dem Untergang des Römischen Reiches auch das Reich Gottes untergehe, sagte er: „Halte dich nicht an die alte Welt – werde jung im Glauben an das Reich Gottes.“ Im Blick auf 2000 Jahre Kirchengeschichte und im Vertrauen auf Gott sollten erst recht wir uns bewusst sein: Kirche ist nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden; sie kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Zudem ist unser Ziel nicht irgendeine Gestalt von Kirche, sondern das Reich Gottes.

Für andere da

Liebe Schwestern und Brüder, die Kirche ist dazu bestimmt, als Zeichen des Reiches Gottes zu wirken und diesem entgegenzugehen. Es wäre fatal, wenn wir immer um uns selbst kreisen würden. Es kann nicht das einzige Bestreben der Kirche sein, Positionen zu behaupten oder auszubauen, sich selbstverliebt zu bespiegeln oder abzugrenzen. Kirche ist – wie Karl Rahner gesagt hat – „kein Ofen, der sich selber wärmt“. Sie ist für die Menschen da, muss bei ihnen sein, sich für ihr ganzheitliches – das heißt leibliches und seelisches, irdisches und ewiges – Heil engagieren. In diesem Sinn lautet eine Kernaussage unseres „Pastoralen Zukunftsgesprächs“ auch: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.“

Mir ist durchaus bewusst, dass wir nicht alle Not lindern und allen Erwartungen entsprechen können. Da sind unsere Kräfte und Möglichkeiten viel zu gering. Aber Zeichen können wir setzen und Mut machen gegen manche Resignation. Erfreulicherweise gibt es dafür schon viele beeindruckende Beispiele. Wie sehr bemüht man sich in unserem kleinen Bistum auf dem Gebiet der Bildung oder im karitativ-sozialen Bereich: von den Kindertagesstätten und Schulen über Einrichtungen für Behinderte, Kranke und Alte bis zum „Netzwerk Leben“ und anderen Beratungs- und Hilfsdiensten oder Suppenküchen und Wärmestuben. Wie viel wird auch für unsere „Partnerschaftsaktion Ost“ und andere kirchliche Werke gespendet oder an Zeit und Kraft zur Unterstützung von Christen im Ausland eingesetzt. Als Kirche beziehen wir auch immer wieder gesellschaftlich Stellung: für die Würde des Menschen und das Gemeinwohl, für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, für Demokratie und Toleranz und gegen jeglichen Extremismus. Und zahlreiche Gläubige nehmen politische Verantwortung wahr oder kümmern sich ganz selbstverständlich um Bedürftige in ihrer Nachbarschaft. Schließlich ist das Gebet für andere nicht weniger ein Ausdruck der Solidarität.

Auch wenn manche Entwicklung unserer Kirche nicht schöngeredet werden kann, ist doch nicht zu übersehen, dass von ihr viel Licht in aller Dunkelheit ausgeht und andere Menschen durch sie neue Hoffnung schöpfen. Das darf uns mit Freude und Dankbarkeit erfüllen, sollte uns aber auch anspornen, diesem Dienst an der Welt noch mehr Aufmerksamkeit und Elan zu widmen.

Liebe Schwestern und Brüder, als Kirche bleiben wir eine Schicksalsgemeinschaft auf dem Weg durch die Zeit. Immer wieder gibt es Ab- und Umbrüche, wandelt sich ihre Gestalt, müssen wir Krisen durchstehen, werden wir zu Umkehr und Neuanfängen herausgefordert. Uns ist aber zugesagt, dass wir nicht fern vom Reich Gottes sind. Und das sollte uns Mut machen, selbst die Hoffnung nicht zu verlieren. Was auch kommen mag, Gott ist mit uns im Bunde, und das verheißt uns Zukunft und Leben. In herzlicher Verbundenheit erbitte ich Ihnen allen den Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Kreuzesnachfolge

*Predigt am Dies sacerdotalis 2012
(2 Kor 6,1-10; Mk 8,27-37)*

Am Sonntagabend hat in Magdeburg wieder einmal die sogenannte Via crucis stattgefunden. Katholische und evangelische Christen sind mit einem Holzkreuz betrachtend, singend und betend durch die Innenstadt gezogen. Bischöfin Junkermann und ich waren auch dabei. Vor einigen Jahren konnte man nach diesem ökumenischen Gottesdienst dann in einer der kostenlosen Anzeigenzeitungen die Schlagzeile lesen: „Kreuzzug der Bischöfe“. Das hat mich zum Nachdenken gebracht: Woher sollen Nichtchristen auch wissen, dass „Kreuzweg“, „Kreuzgang“ und „Kreuzzug“ nicht dasselbe sind, sondern sehr Unterschiedliches bezeichnen?

Und heute hören wir Jesus im Evangelium (Mk 8,34) nun auch noch sagen: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Wissen wir denn, was damit gemeint ist? Welchen Sinn soll eine solche Kreuzesnachfolge haben? Und was bedeutet die Aufforderung Jesu dazu für uns ganz persönlich?

Missverständnisse

Zweifellos gab und gibt es auch Missverständnisse und Fehldeutungen christlicher Kreuzesnachfolge. „In diesem Zeichen siegel“ Mit dieser Inschrift versehen soll Kaiser Konstantin im Jahre 312 in einer Vision das Kreuz am Himmel gesehen haben. Und das war für ihn ein Zeichen dafür, dass er mit der Hilfe Christi die Schlacht gegen die Truppen des Maxentius gewinnen würde. Wie oft ist seitdem das Kreuz mit in den Kampf genommen worden, gegen Heiden und Andersgläubige, aber auch gegen bestimmte Christen als Feinde des Glaubens und der Kirche! Und wie oft hat man solche bewaffneten Unternehmungen als einen besonderen Ausdruck der Kreuzesnachfolge verstanden! Manche könnten unser bekanntes Lied „Mir nach, spricht Christus, unser Held“ vielleicht auch in diesem Sinn verstehen. Es klingt zunächst recht kämpferisch und siegesgewiss. Genauer betrachtet merkt man aber, dass es biblisch gut begründet und geistlich hoch motiviert ist, kein Aufruf zu irgendwelchen Gewalttätigkeiten. Darum singen wir es nachher auch.

Kreuzesnachfolge im Sinne Jesu richtet sich nicht aggressiv gegen an-

dere, meint aber auch nicht das, was Friedrich Nietzsche karikiert. Nach ihm sei das Tiefste und Stärkste im Christentum durch die sogenannten Frommen in Verruf gekommen. Sie würden – wie er höhnisch formuliert – als „Dunkler und Munkler und Ofenhocker“ krumm zum Kreuze kriechen, sie seien „alt- und kaltgeworden“ und hätten alle „Morgen-Tapferkeit“ verloren. Und so meint denn „zu Kreuze kriechen“ im heutigen Sprachgebrauch so etwas wie: klein begeben, sich nicht trauen, stumm den Nacken beugen, sich ducken, unterwerfen, ergeben. Das aber kann doch wohl nicht im Sinne Jesu sein: das Kreuz – ein Zeichen für Schwächlinge und Duckmäuser, Versager und Erfolglöse? Nein, sein Kreuz auf sich zu nehmen und Jesus nachzufolgen, heißt nicht, dass wir Christen etwa alles Schwere und Bedrückende verherrlichen und idealisieren; es heißt auch nicht, dass wir alles Leid und allen Schmerz verharmlosen und nicht ernst nehmen; und es heißt nicht, dass wir alles Unrecht apathisch ertragen und nicht – soweit es in unseren Kräften steht – dagegen angehen.

Was aber bedeutet es – recht verstanden – dann, wozu Jesus uns auffordert?

Drangsale

Jede und jeder von uns weiß: Eine Welt ohne Kreuz gibt es nicht. Wer anderes behauptet, ist mit Blindheit geschlagen oder macht sich gewaltig etwas vor. Unsere Welt strotzt nicht nur von gesunden, erfolgreichen und glücklichen Menschen. Wir alle kennen dunkle Zeiten; wir erfahren die Mühsal des Lebens, stoßen dauernd an Grenzen und belasten uns durch Sünde und Schuld; wir werden mit Verlusten und Einsamkeit konfrontiert und gehen unweigerlich auf den Tod zu. Diesem Kreuz unseres Daseins können wir nicht enttrinnen. Es betrifft nicht nur unser persönliches Leben: es betrifft uns auch als kirchliche Gemeinschaft. Jesus hat uns keine ununterbrochene Erfolgsgeschichte zugesagt oder eine heile Welt schon jetzt auf Erden.

Das erfährt auch Paulus – wie wir vorhin in der Lesung aus dem 2. Brief an die Korinther gehört haben – auf recht spannungsvolle Weise. Er sieht sich aber so im Dienste Gottes und vertraut auf dessen Hilfe, dass er letztendlich geduldig und standhaft alle Drangsale verkraften kann: alle Angst und Not, alle Widerstände und Angriffe, alle Schmähungen und Verleumdungen. Solche Bedrängnisse von innen und außen machen ihn zwar traurig und erdrücken ihn fast; es gelingt ihnen aber nicht, ihm die Freude und die Hoffnung zu nehmen. Anscheinend arm sieht er sich doch als reich an, dem Tode nah doch voller Leben – nicht aus eigener Kraft, aber durch Gottes Gnade.

Ich kann mir vorstellen, dass nicht alle hier Anwesenden dem sofort persönlich zustimmen könnten; zu besorgniserregend sind doch viele unserer Erfahrungen. Eher ist uns wohl zumute, wie es eine der Kantaten von Johann Sebastian Bach zum Ausdruck bringt: „Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen sind der Christen Tränen Brot.“ Welche Kreuze haben wir doch zu tragen: mit uns selbst und unserer Unvollkommenheit, mit Über- oder Unterforderungen im Dienst, mit zunehmender Erfolglosigkeit und maßlosen Enttäuschungen, mit manchen Konflikten und Skandalen in unserem Bistum und der ganzen Kirche. Das meiste davon haben wir uns nicht selbst ausgesucht; es scheint uns vielmehr aufgezwungen zu werden, gewissermaßen wie Simon von Zyrene, der gerade vom Feld kam und auf einmal das Kreuz Jesu tragen sollte. Wut und Zorn oder Rückzug und Resignation sind oftmals die Folge. Sind das aber die einzigen Möglichkeiten, mit diesem Schicksal fertig zu werden, oder gelingt es uns doch, ihm eine heilsame Bedeutung abzugewinnen?

Ars moriendi

Eigentlich dürfte uns ja klar sein: Wer sich auf Jesus Christus einlässt, dem wird irgendwann mit Sicherheit das Kreuz zugemutet. Durch die Taufe werden wir ja in das Todesleiden Jesu einbezogen, um schließlich auch an seinem Leben Anteil zu erhalten (vgl. Röm 6,3-8). Somit steht das ganze Leben von uns Christen im Zeichen des Kreuzes. Das nicht zu vergessen, sondern bewusst anzunehmen, wird jedem Priester bei seiner Weihe durch den Bischof ans Herz gelegt. Da heißt es nämlich bei der Überreichung von Brot und Wein: „Empfange die Gaben des Volkes für die Feier des Opfers. Bedenke, was du tust, ahme nach, was du vollziehst, und stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes.“ Manchmal fragt uns Jesus in einer besonderen Situation dann auch ganz konkret (vgl. K. Rahner): „Nimmst du das Kreuz deines Lebens an, weißt du es als Teilnahme an meiner Passion, bist du bereit, mit mir mitzusterben?“

Darauf mit „ja“ zu antworten, fällt bestimmt nicht immer leicht. Wir hätten es lieber ganz anders. Und viele geistliche Bewegungen und Spiritualitäten erwecken auch den Eindruck, dass nur da der Geist Gottes so richtig wirkt, wo das Evangelium sich machtvoll ausbreitet, die Kirche beträchtlich wächst, Massen zum Gottesdienst strömen und der christliche Glaube Freude und Jubel auslöst. Im Blick auf persönliche Entscheidungen wird manchmal auch geistlich angeraten, darauf zu achten, wobei man sich wohl fühlt und wobei nicht.

Kann sich Gottes Wille in einer bestimmten Situation aber nicht durchaus auch in einer Zumutung äußern, die zunächst Angst und Abwehr auslöst und doch für jemanden richtig ist? Jesu Weg in die Erniedrigung und dessen erlösende Wirkung könnte uns helfen, Unsicherheit oder Ohnmacht auch als göttliche Herausforderung und Chance zu begreifen. Vor Jahren haben tschechische Theologen angesichts der kommunistischen Bedrückung und eines offenbar nicht aufzuhaltenden Niedergangs des Christentums in ihrem Land sehr tief über die „ars moriendi ecclesiae“ – das heißt „die Kunst der Kirche zu sterben“ – nachgedacht. Müssten wir Christen uns nicht sogar freiwillig in dieser „Kunst“ üben, um glaubwürdiger und fruchtbarer zu werden? In diese Richtung weist Jesus jedenfalls, wenn er verheißt, dass nur der sein Leben retten wird, „der es um seinetwillen und um des Evangeliums willen verliert“ (Mk 8,35), und dass das Weizenkorn erst dann Frucht bringt, wenn es in die Erde fällt und stirbt (vgl. Joh 12,24).

In der Nachfolge Jesu Drangsale durchzustehen, wird immer riskant bleiben, ist aber der Weg, der uns zum wahren Leben führen kann. So lautet eine Erfahrung auch: „Es gibt Menschen, die vom Leid vergiftet werden. Dann gibt es Menschen, die vom Leid zerbrochen werden. Und endlich gibt es Menschen, die vom Leid geheilt werden.“ Ähnlich sagt Adalbert Stifter: „Der Schmerz ist ein heiliger Engel. Durch ihn sind die Menschen größer geworden als durch alle Freuden der Welt.“ Und so sieht es auch der Apostel Paulus (vgl. Röm 5,1-5): Die Sorge um die Zukunft, Enttäuschung, Krankheit und jegliches Leiden, Rückschläge und Lebensnöte aller Art sind nicht nur absolut negativ zu werten, sie können auch dazu beitragen, dass wir Christen mit unserer Kirche daran wachsen, geduldiger und standhafter werden und zu einer noch tieferen Hoffnung finden. „Es gibt“ – so Bischof Franz Kamphaus –, „keine Erneuerung der Kirche ... am Kreuz vorbei. Und Golgota ist“ – wie er treffend weiter bemerkt – „nicht Oberammergau“.

Im Blick auf den am Kreuz erhöhten Herrn dürfen wir „gegen alle Hoffnung voll Hoffnung“ sein (vgl. Röm 4,18) und darauf vertrauen, dass uns nichts von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, scheiden kann. Diese Glaubensüberzeugung sollte uns dazu bewegen, aufmerksam alles wahrzunehmen, sich mutig neuen Herausforderungen zu stellen und noch intensiver um die Kraft zu bitten, in der Nachfolge Jesu nicht nachzulassen.

„Bereitet dem Herrn den Weg!“

*Predigt zur Eucharistiefeier beim Altmärkischen Kirchentag
am 24. Juni 2012 in Klötze
(Jes 40,1-8; Lk 1,57-67.76-80)*

„Was bin ich?“ – das war einstmals der Titel einer beliebten Quizsendung im Deutschen Fernsehen. Manche von Ihnen werden sich vielleicht noch daran erinnern. In meiner Kinder- und Jugendzeit habe ich mir diese Sendung ab und zu angeschaut. Ein Rateteam versuchte mit scharfsinnigen Fragen den Beruf eines Menschen herauszufinden. Vorher aber hatte jeder Kandidat eine Handbewegung zu machen, die für seinen Beruf typisch ist. Manchmal war diese Handbewegung hilfreich, manchmal führte sie aber auch auf eine falsche Fährte.

Wer oder was ist die Kirche? Gibt es für sie auch eine typische Handbewegung, an der man schnell erkennen kann, worum es sich bei ihr handelt? Welcher Gestus bringt ihr Wesen oder ihre Aufgabe am deutlichsten zum Ausdruck?

Manche würden vielleicht spontan sagen: Der erhobene Zeigefinger. Oftmals erscheint Kirche als eine Moralinstitution, die immer wieder beklagt, warnt, mahnt, wenn es um die Würde des Menschen und um das Gemeinwohl geht. Sie kann auf die zehn Gebote zurückgreifen und das Doppelgebot Jesu der Gottes- und Nächstenliebe in Erinnerung rufen. Sie hat eine Soziallehre entwickelt und wird als gesellschaftliches Gewissen geschätzt oder gehasst. Und dennoch muss man sagen: Eine solche Sicht wäre verkürzt; das ist nicht ihre Hauptaufgabe, „Moralwächter“ zu sein.

Eine andere typische Handbewegung kommt in einem Witz sehr gut zum Ausdruck. Ein Flugzeug war in gefährliche Turbulenzen geraten. Man wusste nicht, wie alles enden würde. In dieser großen Not ging die Stewardess durch die Reihen der Passagiere und fragte, ob denn einer noch eine kirchliche Handlung vornehmen könne. Daraufhin erhob sich ein Fluggast, nahm seinen Hut und kollektierte. Auch das sehen manche als typisch an: Kirche sammelt am laufenden Band Geld. Doch auch das macht nicht ihr Wesen aus. Es wird zwar in der Tat viel Geld gebraucht, um es für gute Zwecke einzusetzen, für Kirchen, Kunst und Kultur, für Kinder und Jugendliche, Kranke und Behinderte, Alte und sozial Schwache. Damit kann man auch viel Not und Leid in der ganzen Welt lindern. Und doch ist das nicht das Wichtigste, was Kirche ausmacht, Spenden einzutreiben.



Als Leiter des Aktionsausschusses des Osteuropa Hilfswerkes Renovabis bei einer Pressekonferenz.

Im Dezember 2011 weilte eine Delegation der Deutschen Bischofskonferenz zu theologischen Gesprächen mit Vertretern der Russischen Orthodoxen Kirche in Moskau und wurde auch von Patriarch Kyrill empfangen.





Als Papst Benedikt XVI. 2011 Deutschland besuchte, begleiteten ihn viele deutsche Bischöfe auf seinen Stationen.

Beim Katholikentag 2012 in Mannheim ermunterte der Bischof die Zuhörer, mehr Ökumene zu wagen.





Von 10. Jahrhundert bis in die Gegenwart gibt es manches Geben und Nehmen zwischen den Bistümern Mainz und Magdeburg. Beim Ökumenischen Jahresempfang der Kirchen 2012 dankte Bischof Dr. Gerhard Feige Karl Kardinal Lehmann für dessen klare Worte zum Verhältnis von Kirche und Staat.

Kirchen und Politik suchen in Sachsen-Anhalt regelmäßig den gegenseitigen Austausch, so auch beim sogenannten Kabinettsgespräch.





Bei einem Festessen für Bedürftige reihte sich neben den Mitgliedern des Ordinariatsrates auch der Bischof in die Schar derer ein, die servierten.

Mit einem ökumenischen Gottesdienst in der Bahnhofshalle feierte die Magdeburger Bahnmissionsmission ihr zwanzigjähriges Bestehen.





Was macht ein Bischof eigentlich den ganzen Tag? Wie wird man „Chef“ eines Bistums und warum? Gern stellt sich der Bischof auch den Fragen von Kindern und Jugendlichen wie hier beim Besuch einer Klasse des Norbertusgymnasiums Magdeburg. Hauptthema dieses Gespräches war die Orthodoxe Kirche.

Schwester Christine Ngome erzählt von ihrer Heimat Senegal und davon, wie das Hilfswerk Missio sich dort engagiert.





Bei seinen Visitationen in den Pfarreien besucht der Bischof auch Unternehmen, wie zum Beispiel die Zuckerfabrik Könnern. Er will sehen und hören, wie es den Menschen im Bistum geht und wie sich die Region entwickelt.

Seit zehn Jahren gibt es im Bistum Magdeburg die Stiftung Netzwerk Leben. Immer wieder spenden Freunde und Unterstützer der Initiative kleine und große Geldbeträge für Familien und Schwangere in Not.



Es gibt auch noch weitere Gesten, die man mit Kirche in Verbindung bringen kann: Hände, die segnen, Hände, zum Gebet gefaltet, Hände, zur Faust geballt, die auf den Tisch hauen und sagen: „So nicht!“, Hände, die Kranke pflegen, Hände, die Geschenke verteilen.

Von allem könnte man sagen: Das hat zwar mit Kirche zu tun, ist aber nicht das Zentrale und Typische.

Wer oder was bist du? Diese Frage verschärft sich noch, wenn man immer nur erfährt: Das ist noch nicht das Eigentliche. Was ist es aber dann? Was wäre eine positive Antwort auf diese Frage?

Ich glaube, eine für die Kirche typische Handbewegung kann man auf einem ganz berühmten Gemälde finden. Es ist das Kreuzigungs- bild des Isenheimer Altares von Matthias Grünewald. Das Original befindet sich in einem Museum in Colmar, im Elsaß. Auf diesem Bild hat der Maler Johannes den Täufer unter das Kreuz gestellt. Historisch ist das falsch, denn Johannes wurde schon bald nach dem Beginn des Wirkens Jesu ermordet. Dennoch hat Grünewald dieses Motiv gewählt, um zum Ausdruck zu bringen, dass es die Aufgabe Johannes des Täufers war, auf Christus hinzuweisen und wie ein Herold ihn anzukündigen. Schon nach dessen Geburt hatte sein Vater Zacharias dies mit den Worten angekündigt: „Du, Kind, wirst Prophet des Höchsten heißen, denn du wirst dem Herrn vorangehn und ihm den Weg bereiten“ (Lk 1,76). In diesem Kind sollte sich erfüllen, was im Buch Jesaja angekündigt worden war: „Eine Stimme ruft: Bahnt für den Herrn einen Weg durch die Wüste! Baut in der Steppe eine ebene Straße für unseren Gott!“ (Jes 40,3). Grünewald hat dies durch den ausgestreckten Finger zum Ausdruck gebracht, der übergroß auf Christus hindeutet. Gerade durch die historische und anatomische Verzerrung macht Grünewald Johannes den Täufer zum Leitbild der Kirche, denn ihre Aufgabe ist es, neben dem Kreuz zu stehen und auf den Herrn, der am Ende der Tage wiederkommen wird, hinzuweisen. Ihre Aufgabe ist es, die Hoffnung auf seine Wiederkunft weiter zu geben und die Freude, die aus dieser Hoffnung erwächst, allen zu vermitteln. Solange der Herr noch bevorsteht – und da sind Johannes und die Kirche in einer vergleichbaren Situation – kann nur dies die typische Handbewegung der Kirche sein.

Auf den Herrn hinzuweisen bedeutet zugleich, ihm einen Weg zu bahnen. Und da sind nicht nur irgendwelche Amtsinhaber oder hauptberuflichen Vertreter der Kirche gefragt, sondern alle Getauften. Niemand dürfte sich dieser Herausforderung entziehen.

„Was soll ich verkünden?“, hören wir den Propheten im Buch Jesaja fragen; es scheint ja alles so trostlos zu sein. Und in der Tat, das Volk

Israel befindet sich in dieser Zeit in der babylonischen Gefangenschaft. Es hat fast nichts mehr, woran es sich halten kann: der Tempel in Jerusalem ist zerstört, die Stadtmauern sind eingeebnet und die religiösen und staatlichen Führer verschleppt. Eines aber – so endet die heutige Lesung – „bleibt ewig“: „das Wort unseres Gottes“. Daran gilt es sich festzumachen, dieses kann trösten und Leben schaffen, dafür sollte man Verständnis wecken, dazu sollte man Zugänge vermitteln.

Zweierlei ist da sicher notwendig: zum einen, dass wir erst einmal selbst diesem Gott vertrauen. Manchmal stehen da viele Hindernisse zwischen ihm und uns, müssen erst Berge und Hügel sich senken und Täler sich heben. Martin Luther King hat dies einmal so gedeutet: die Berge seien unser Hochmut und unser Egoismus – die Täler unsere Zweifel und Ängste. Diese gilt es zu überwinden, um Gott wieder für uns selbst zu entdecken.

Und zum anderen brauchen wir Mut, auch öffentlich für diesen Gott einzustehen, dessen Wort allein in Ewigkeit bleibt. Wir schulden den Menschen das Zeugnis dieser Hoffnung und dieses Trostes. Ob wir das nun mit Worten tun oder einfach durch die kleinen Zeichen unserer Aufmerksamkeit und Fürsorge für die anderen: entscheidend ist, dass wir dabei auf ihn verweisen.

Ja, das ist unsere Aufgabe als Christen, Gott in dieser Welt den Weg zu bereiten: phantasievoll und tatkräftig. Lernen wir von Johannes dem Täufer, was typisch für uns als Kirche sein müsste, sich nicht selbst in den Mittelpunkt zu stellen und nur auf den eigenen Erhalt bedacht zu sein, sondern tatsächlich auf Jesus Christus zu verweisen, der in seiner barmherzigen Liebe allen leuchtet, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und der unser aller Schritte lenken will auf den Weg des Friedens. (vgl. Lk 1,79).

Das Evangelium wirkt aus sich heraus missionarisch

Interview mit dem Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken

Herr Bischof, Sie sind seit vielen Jahren im Amt. Was hat Sie besonders geprägt, und was ist Ihre Botschaft an Ihre Diözesanen?

Auf meinem Lebensweg habe ich viele prägende Erfahrungen gemacht, die ich nicht missen möchte. Dazu gehören ein unverkrampftes Hineinwachsen in den christlichen Glauben, begleitet durch aufgeschlossene Eltern, eine lebendige Gemeinde, anregende Seelsorger und überzeugende Mitchristen, aber auch die ständige Herausforderung durch eine kirchenfeindliche oder religiös uninteressierte Gesellschaft. Von besonderer Bedeutung waren für mich das II. Vatikanische Konzil und die damit verbundene Erneuerung unserer Kirche. Seit meiner Schul- und Studienzeit bin ich zudem ökumenisch bewegt, sowohl im Blick auf die evangelischen wie auch auf die orthodoxen Kirchen. Ich bin dankbar und froh, seit 1989 vom sozialistischen System der DDR befreit zu sein, kann aber nicht verleugnen, dass ich fast vierzig Jahre darin aufgewachsen bin.

In jeder Lebenssituation sehe ich für uns Christen als wichtig an, was mein bischöflicher Wahlspruch „Wachet und betet“ zum Ausdruck bringt. Wachsamkeit heißt für mich: nicht überall nur Unheil zu wittern, Scheuklappen anzulegen, in eine Scheinwelt oder ein Getto zu flüchten und Konflikte auszuklammern, aber auch nicht jeder Mode dieser vergänglichen und auch sündigen Welt zu verfallen, sondern viel der ganzen Wirklichkeit mit ihren Freuden, Leiden und Nöten wahrzunehmen, alles zu prüfen und nach dem Willen Gottes zu befragen, sensibel, gelassen und hoffnungsvoll zu bleiben und nach den Zeitzeichen Christi Ausschau zu halten. Wir dürfen nicht müde werden, uns darum zu mühen, das Evangelium ansteckend zu leben und zu verkünden, die Einigung der Christen voranzutreiben und auch gesellschaftliche Probleme mitzulösen. Das aber kann auf Dauer nur der aktiv mittragen, der einen tiefen Glauben hat, ganz auf Gott setzt, dankbar seine Erlösungstaten feiert und sich ihm im Gebet anvertraut. Das beharrliche Stehen oder Knien vor Gott ist die verheißungsvollste Form, innerlicher Leere zu entgehen, Trost, Kraft und Zuversicht zu finden sowie größere Glaubwürdigkeit zu gewinnen.

Wie viele Pfarreien gibt es in Ihrer Diözese? Werden sie noch von einem eigenen Pfarrer geleitet? Wie hoch ist der Anteil der Katholiken?

Im Bistum Magdeburg leben zurzeit zirka 88 000 Katholiken auf einer Fläche von 23 000 Quadratkilometern in 44 Pfarreien. Damit sind wir von den 27 Bistümern in Deutschland dem Territorium nach das viertgrößte und der Gläubigenzahl nach das zweitkleinste. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung macht etwa vier Prozent aus. Alle Pfarreien werden von einem eigenen Pfarrer geleitet. Darüber hinaus sind aber auch noch andere Priester sowie einige Ständige Diakone und eine beträchtliche Zahl von Gemeindereferentinnen und -referenten im Einsatz.

Nach der Wende 1989 / 1990 kam es zu einer Reihe von missionarischen Aufbrüchen. Welche haben sich über die 20 Jahre in Ihrem Bistum etabliert und welche haben nachhaltig Spuren hinterlassen?

Während des DDR-Regimes war das kirchliche Leben einer Reihe von Repressalien ausgesetzt. Dennoch konnten sich im Schutz der Pfarreien viele lebendige Zellen gelebten Glaubens entwickeln. Das hat den inneren Zusammenhalt der Gläubigen gestärkt. Zugleich sind viele volkskirchliche Traditionen, die auch von den zahlreichen Flüchtlingen und Vertriebenen des Zweiten Weltkriegs mitgebracht worden waren, in die Diasporasituation übertragen worden.

Ein wichtiger Blickwechsel geschah nach der politischen Wende. Es wurde uns deutlich, dass wir als Diasporakirche nun auch die anderen Menschen unseres Landes stärker beachten müssen. Zuvor war es durch den Druck seitens des Regimes kaum möglich gewesen, diese Ausrichtung auch konkret zu verwirklichen. Seit der Wende stehen wir in unserem Bistum vor vielen neuen Möglichkeiten und Herausforderungen und haben in verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen und politischen Lebens Verantwortung übernommen.

Katholische Schulen konnten entstehen, in die zu einem bestimmten Anteil auch Schüler und Schülerinnen anderer Konfessionen sowie aus konfessionslosen Familien aufgenommen werden. Das Profil dieser Schulen ist von Anfang an durch eine dialogische und missionarische Grundhaltung geprägt. Es sind Verbände und Einrichtungen gegründet worden, die sich an der Nahtstelle von Kirche und Gesellschaft angesiedelt haben.

Vor allem sehen wir es für wichtig an, unsere sozialen Einrichtungen missionarisch auszurichten. Dafür gibt es zum Beispiel das Projekt

„Seelsorge in Caritaseinrichtungen“, in dem vor allem mit den oft nichtchristlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gearbeitet wird.

Immer wieder werden zudem verschiedene Segensfeiern angeboten, zum Beispiel am Valentinstag oder die „Feiern zur Lebenswende“ für konfessionslose Jugendliche, die eine Alternative zur areligiösen Jugendweihe suchen.

Darüber hinaus gibt es einzelne Projekte, die auf Stadtebene oder in Zusammenarbeit mit den Kommunen initiiert werden. So ist es zum Beispiel 2007/08 gelungen, die ganze Stadt Magdeburg in die Feier des „Mechthildjahres“ mit einzubeziehen. Schule macht jetzt darüber hinaus an einigen Orten das Projekt „Adventsfenster“, in das in den Wochen vor Weihnachten alle an einem Ort lebenden Menschen integriert sind.

Welche pastorale Zielsetzung verfolgt das Bistum Magdeburg mit Blick auf die vielen Veränderungen in der Gesellschaft, zum Beispiel dass das Christliche nicht von vornherein das Selbstverständliche ist? Gilt tatsächlich die Seelsorge allen Menschen der ganzen Region im Sinne der Neu-Evangelsingierung?

Im Leitbild unseres Pastoralen Zukunftsgesprächs haben wir formuliert: „Wir wagen den Aufbruch. Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft heißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft“. Einen großen, umwälzenden Aufbruch in diesem Sinne kann ich momentan bei uns (noch) nicht ausmachen. Doch vielerorts ist schon einiges in Bewegung gekommen; es deutet sich mancher Mentalitätswandel an, es gibt kleine Neuanfänge. Solche hoffnungsvollen Entwicklungen zu fördern und geistlich zu vertiefen, sehe ich als eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zeit an. Es wird in diesem Jahr 2011 auch wieder eine Bistumsversammlung geben, auf der wir erneut die „Zeichen der Zeit“ in den Blick nehmen und miteinander danach suchen wollen, wozu Gott uns als Kirche in unserem Land ruft.

Die Zahl der Christen nimmt in Deutschland ab. Welche Grundaufgaben sind unverzichtbar?

„Kirche ist“, wie Karl Rahner einmal gesagt hat, „kein Ofen, der sich selber wärmt“. Sie ist für die Menschen da, muss bei ihnen sein und sich für ihr ganzheitliches – das heißt leibliches und seelisches, irdisches und ewiges – Heil engagieren. Andererseits lebt sie nicht aus sich selbst. Gott hat sie „erfunden“, ihm verdankt sie ihre Existenz, ihre Ausstrahlung und ihre Widerstandskraft. Sich dieser doppelten Ausrichtung auf Gott und Menschen bewusst zu bleiben und nicht einseitig nur humanistisch oder nur religiös zu sein, macht das Proprium von Kirche aus. Daraus leiten sich unsere Grundaufgaben ab. Anders gesagt: aus der Verbundenheit mit Gott, verankert in seinem Mysterium, wissen wir uns als Gemeinschaft von Glaubenden zu den Menschen gesandt und versuchen, an ihrer Freude und Hoffnung, an ihrer Trauer und Angst teilzunehmen und sie darin zu begleiten. In dieser Weise Kirche zu sein ist unabhängig von Zahlen – es ist zu allen Zeiten und unter allen Bedingungen der Weg der Kirche als Zeichen und Werkzeug der Hoffnung für alle Menschen.

Wichtig für unsere Zeit sind dann Christen, von denen man sagen kann, sie seien zugleich menschenfreundlich und gottverbunden, welt-offen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich. Ich wünsche mir möglichst viele, die wirklich beten, die selbstbewusst zu ihrem Glauben stehen und davon weitererzählen, die aus der Liturgie der Kirche leben und Gemeinde mitgestalten, die von der Not so vieler nicht unberührt bleiben, nach ihren Kräften und Fähigkeiten helfen und auch gesellschaftliche Verantwortung übernehmen.

Welche Strukturreformen packen Sie in Ihrer Diözese an, und was soll am Ende der Reform als Ergebnis stehen?

Strukturreformen sind kein Selbstzweck. Wir haben in den letzten Jahren verschiedene solcher Reformen durchgeführt, um äußere Bedingungen dafür zu schaffen, innerhalb derer und mit denen wir weiterhin lebensfähig sind und in lebendigen Gemeinden das Evangelium bezeugen können. Wir haben 44 neue Pfarreien errichtet, die als Gemeinschaft von Gemeinden konzipiert sind und die wir in diesem Sinne auch begleiten. Auf der Ebene der Dekanate haben wir jetzt statt zehn noch acht Dekanate, davon zwei Stadtdekanate. Auch das Bischöfliche Ordinariat wurde neu organisiert, um effektiver arbeiten zu können. Und im vielfältigen Bereich der Caritas läuft ein sogenannter Organisationsentwicklungsprozess, um den künftigen Anforderungen noch gerechter werden zu können.

Bistumswallfahrten sind eine Besonderheit Ihrer Diözese. Sie dienen dem Zeugnis des Glaubens und der gegenseitigen Bestärkung. Sollen sie auch dem Evangelium die Türen nach außen öffnen?

Es muss da kein Entweder-Oder geben. Denn ich bin davon überzeugt, dass das Evangelium da, wo es in seiner tiefsten Dimension verkündet, angenommen und gelebt wird, aus sich heraus missionarisch wirkt – sonst wäre es nicht das Evangelium; sonst wäre es eine Art „religiöser Nabelschau“. Das heißt, wenn die Gläubigen auf Versammlungen wie zum Beispiel einer Bistumswallfahrt mit dem lebendigen Gott in Berührung kommen, und wenn diese sich als Kirche im tiefsten Sinne erleben, dann habe ich keine Sorge, dass das Evangelium auch weitergetragen wird.

Jugendliche sind die Zukunft unserer Kirche. Welche Verbände, Schulen und Wallfahrten gibt es, und um welche anderen Ansprechmöglichkeiten (WJT, Twitter, Facebook) bemühen Sie sich?

Zunächst einmal ist für mich die eigentliche Zukunft unserer Kirche Jesus Christus selbst. Demographisch – das heißt innerweltlich – richtet sich unser Blick bei Zukunftsüberlegungen freilich verstärkt auf die junge Generation. Damit sieht es jedoch in der gesamten ostdeutschen Bevölkerung aufgrund der starken Abwanderung und geringen Geburtenrate nicht besonders rosig aus. Dennoch mühen wir uns nach Kräften, um Kinder und Jugendliche mit dem christlichen Glauben und der Kirche in Berührung zu bringen.

An Verbänden gibt es im Bistum Magdeburg zum Beispiel die Katholische Studierende Jugend (KSJ), die Katholische Junge Gemeinde (KJG), die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG), die Kolping-Jugend, den Malteser Hilfsdienst und die Deutsche Jugendkraft (DJK). Wir haben vier katholische Grundschulen, eine katholische Sekundarschule und drei katholische Gymnasien. Jährlich finden neben den zahlreichen Religiösen Kinderwochen in den Pfarreien an vier Orten des Bistums Kinderwallfahrten statt.

Hinzukommen eine Wallfahrt für Ministranten, eine Wallfahrt für Jugendliche und eine für die Berufe der Kirche. Außerdem begeben sich aller zwei Jahre die Schülerinnen und Schüler unserer katholischen Grundschulen auf Wallfahrt. Derzeit werden folgende soziale Netzwerke und moderne Kommunikationsmittel genutzt, um mit Jugendlichen in Kontakt zu bleiben: Facebook, StudiVZ, Skype und E-Mail.

Welche Impulse geben Klöster und geistliche Gemeinschaften?

Ich bin sehr dankbar, dass es bei uns verschiedene Klöster und geistliche Gemeinschaften gibt, die das Leben unserer Pfarreien und vor allem auch darüber hinaus befruchten. Seit der politischen Wende haben sich über die bereits bestehenden Niederlassungen hinaus einige weitere Orden und Gemeinschaften für den Dienst in unserem Bistum entschieden. Sie haben natürlich entsprechend ihrem je eigenen Charisma auch ihr eigenes Profil; es ist ihnen jedoch gemeinsam, dass sie nach Wegen suchen, hier in unserem Land den Glauben gerade dort zu bezeugen, wo er unbekannt ist. Das geschieht zum Beispiel im Bereich der offenen Jugendarbeit, in der Studentenseelsorge, in caritativen Einrichtungen, durch bewusste Initiativen, den Dialog mit Nichtchristen zu suchen oder einfach auch durch stellvertretendes Gebet und im Da-Sein für die Menschen. Klöster und geistliche Gemeinschaften – wie zum Beispiel die Benediktiner auf der Huysburg oder die Zisterzienserinnen in Helfta – haben gerade für suchende Menschen oft eine große Anziehungskraft und bieten somit eine gute Anlaufstelle für den Erstkontakt mit dem Glauben.

Das Bonifatiuswerk gilt seit jeher als das Hilfswerk für Bauten und Autos in der Diaspora. Wie verstehen Sie Ihre Diaspora „ und von welchen Kernaufgaben sollte sich das Bonifatiuswerk nicht trennen?

Natürlich sind wir nach wie vor dankbar, wenn das Bonifatiuswerk uns auch weiterhin in vielfältiger Weise unterstützt. Als Katholiken leben wir hier ja im Ursprungsland der lutherischen Reformation gewissermaßen in einer doppelten Diaspora. Zum einen bilden wir schon mit den evangelischen Christen zusammen nur eine gesellschaftliche Minderheit inmitten von inzwischen mehr als 80 Prozent der Bevölkerung, die keiner Kirche, aber auch keiner anderen Religion angehören; und dann sind wir allein noch einmal viel weniger und werden manchmal fast als exotisch angesehen. Da kommt es darauf an, sich nicht zurückzuziehen oder abzuschließen, sondern selbstbewusst und missionarisch einzubringen. Deshalb freuen wir uns auch, wenn vom Bonifatiuswerk Projekte, Veranstaltungen und Initiativen unterstützt werden, die explizit missionarischen Charakter haben.

Priesterliche Wesenszüge

*Predigt zum 40jährigen Priesterjubiläum
von Domkapitular Ulrich Lieb am 26. Juni 2011 in Magdeburg
(Eph 4,14-16)*

Heute vor 40 Jahren wurdest, du, lieber Ulrich, zusammen mit Klaus Gaden in der Propsteikirche in Halle zum Priester geweiht. Ich selbst war zugegen, ebenso bei deiner Primiz.

1971, das war: 26 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, nach Vertreibung und Flucht; 22 Jahre nach der Proklamation der DDR; 10 Jahre nach dem Mauerbau; 18 Jahre vor der Wende oder gewaltlosen Revolution im Osten Deutschlands und sechs Jahre nach dem Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils; dasselbe Jahr, in dem ich als Priesteramtskandidat mein Theologiestudium in Erfurt aufnahm. Paul VI. war Papst, Johannes Braun war Bischof in Magdeburg und Propst Dr. Johannes Langsch war Ulrich Liebs und mein Heimatpfarrer in Halle. Vikare hatte unsere Gemeinde damals noch je zwei.

Es war eine bewegende Zeit: geprägt durch viele innerkirchliche Aufbrüche und Reformen, aber auch manche Auseinandersetzungen und Turbulenzen. Schon lange vorher hatten die Jugend- und die Bibelbewegung breite Kreise erfasst; auch die liturgische und die ökumenische Bewegung brachten große Veränderungen mit sich. Auf neue Weise erwachte die Kirche in den Seelen der Gläubigen. Zu unseren gemeinsamen Erfahrungen gehörten eine lebendige und vielfältige Gemeinde, gläubige Eltern, engagierte Familienkreise, geistvolle und anregende Seelsorger, gute Freunde und Weggefährten und schließlich auch das Vorbild einiger, die sich von Gott besonders angesprochen fühlten und auf den Weg gemacht hatten, Priester zu werden oder einer anderen geistlichen Berufung zu folgen.

Dennoch war nicht alles „golden“, was heute so wirkt; es gab auch genügend Probleme und Herausforderungen. Auch damals galt noch oder wieder, was der große Theologe Karl Rahner schon einige Jahre zuvor (1955) in einer Primizpredigt an mehrere Neupriester so beschrieben hatte: „Dieser Ruf ist in einer seltsam zwielichtigen Zeit an Euch ergangen, in einer Zeit, in der man nicht weiß, ob ihre verdächtige Ruhe der Anfang einer wirklich friedlichen Zeit oder die Ruhe vor dem Sturm ist, in dem Gott auf der Tenne der Weltgeschichte noch ganz anders als bisher seinen Weizen worfeln wird.“

Manche Stürme sind seitdem über uns hinweggezogen. Vieles hat

sich verändert: in den gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen, den Lebenseinstellungen und der eigenen Biographie. Das wirst du, lieber Ulrich, sicher auch anhand der verschiedenen Stellen und Aufgaben, die du seit deiner Priesterweihe wahrzunehmen hattest, bestätigen können: als Vikar in Dessau und Schönebeck, als Studentenseelsorger in Magdeburg und Halle, zwischenzeitlich für Neu-Olvenstedt zuständig, dann als Pfarrer von Schönebeck und Dechant des Dekanates Magdeburg und schließlich seit 2005 als – wie es früher hieß – Seelsorgeamtsleiter, als Ordinariatsrat und Domkapitular. Auch das Priesterbild war und ist von solchen Veränderungen betroffen. Selbstverständlich gab es auch schon früher ganz verschiedene Typen, heute jedoch sollen die Unterschiede nicht nur zwischen Älteren und Jüngeren, sondern auch zwischen Gleichaltrigen noch grundsätzlicher sein. Das aber provoziert die Frage: Müsste es nicht eigentlich Wesenszüge geben, die allen Priestern gemeinsam sind? Und wenn ja, welche könnten das sein?

Diener, nicht Herren

In seiner damaligen Primizpredigt betont Karl Rahner: „Eure neue Ehre von unbegreiflicher Erhabenheit ist die schwere Ehre, Euren Brüder (wir würden heute noch ergänzen: und Schwestern) in der Kirche und in der Welt im Namen Christi zu dienen. Sonst nichts. Denn das ist die größte Ehre; berufen seid ihr sonst zu nichts.“

Tatsächlich sind Priester Gesandte an Christi statt, seine Repräsentanten, berufen und mit Auftrag und Vollmacht ausgestattet – aber keine Herren, sondern Diener des Glaubens. Nicht über den „Scharfen“ zu stehen, ist der Auftrag des „Hirten“; er wird vielmehr dazu eingesetzt, nach dem Vorbild Jesu Christi den Menschen zu dienen, ihren Glauben zu wecken, zu stärken und zu begleiten. Hirt und Herde bilden eine Schicksalsgemeinschaft, in der beide Seiten aufeinander angewiesen sind. Als ein Bruder aller unterliegt der Priester wie die anderen aber auch manchen Zweifeln und Anfechtungen und bleibt auf die Gnade Gottes angewiesen. „Heuchelt“ – so sagt Rahner auch – „keinen unangefochtenen, beruhigten Glauben, wenn Ihr keinen solchen habt, zeigt lieber demütig und unbefangen den anderen, wie Ihr wirklich seid, zeigt ihnen, wie man inmitten der auf Euch lastenden Finsternis dieser gottlosen Welt einer sein kann, den der Glaube in Gnade trägt, indem er den Glauben in der tapferen Freiheit eines zitternden Herzens lebt.“

„In Gnade von Gott getragen zu sein“: das gehörte für Dich, lieber

Ulrich, zur Basis deines priesterlichen Dienstes. Das erst macht es möglich – wie es im Epheserbrief (vgl. 4,15) und in deinem Primizspruch zum Ausdruck gebracht ist – von der Liebe geleitet der Wahrheit zu dienen und so immer stärker auf Christus ausgerichtet zu sein. Er ist letztlich das Haupt, derjenige, der den ganzen Leib zusammenfügt und festigt. Jedes einzelne Glied oder Gelenk aber darf mit der ihm eigenen Kraft daran mitwirken. Angesichts dieser Leitworte wurde ich auch an das Prinzip erinnert, das Papst Johannes XXIII. so formuliert hat: „Einheit im Notwendigen. Freiheit im Zweifelhafte und Liebe in allem.“ Das könnte auch von Ulrich Lieb stammen und drückt aus, in welchem Geist er bis heute unterwegs ist.

Geistliche, nicht Funktionäre

Welcher Wesenszug gehört neben der Dienstbereitschaft noch zum priesterlichen Amt? Auch hier können uns Worte aus Rahners Primizpredigt weiterweisen. „Fürchtet nicht“ – so heißt es darin schon vor über 50 Jahren – „die Müdigkeit, die Angst und die bleierne Schwere der erfolglosen Ohnmacht in Eurem Seelsorgerleben. Auch sie sind Gnade, weil sie Euch Anteil geben an der Agonie Eures Herrn am Ölberg, die in der ganzen Weltgeschichte ausgelitten werden muss.“

In der Nachfolge Christi geht es also nicht nur um äußere Erfolge, sondern auch und vor allem um die geistliche Dimension unseres Lebens.

Wie verkräftet ein Priester Erfolglosigkeit und worin sieht er seine hauptsächliche Aufgabe? Es stimmt durchaus und sollte noch viel mehr Gläubigen bewusster werden, dass wir alle mit Taufe und Firmung den Geist Gottes geschenkt bekamen und alle zu „Geistlichen“ geworden sind. Und doch ist es wohl nicht verfehlt zu sagen, dass das Wichtigste für einen Priester sei, nicht als Funktionär einer Organisation zu agieren, sondern in besonderer Weise ein Geistlicher zu sein: tiefer zu schauen, zu glauben und zu leben; die Spuren Gottes in dieser Welt zu entdecken; alles im Lichte Gottes zu deuten; sich selbst vom Geist Gottes leiten zu lassen; den Menschen das Evangelium Jesu Christi zu erschließen und ihnen zu helfen, das Herz für Gottes Anruf zu öffnen. Wie viele Menschen sind doch „müde und erschöpft“, auf Erbarmen und Mitleid angewiesen. Ist es da nicht eine der wichtigsten priesterlichen Aufgaben, zu trösten, zu heilen und zu stärken? Das vollzieht sich vor allem in der personalen Begegnung, bedeutet Wagnis und Nähe, und muss behutsam und freilassend geschehen. Nach wie vor braucht unsere Welt wirkliche Seelsorger, die

ein Gespür für Gott und die Menschen haben und mit leisen Tönen umzugehen wissen.

Dabei könnte nach vielen Priesterjahren hilfreich sein, was Paulus in seinem Brief an Timotheus schreibt: „Entfache die Gnade Gottes wieder, die dir durch die Auflegung meiner Hände zuteil geworden ist. Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ (2 Tim 1,6f.)

Wegbereiter, nicht Nachlassverwalter

Worin sollte sich jeder Priester aber noch auszeichnen? In seiner Primizpredigt sagt Rahner auch: „Bedenkt, Eure Zeitgenossen sind Menschen von gestern, Menschen von heute und Menschen von morgen. Alle diese drei Klassen haben unsterbliche Seelen, die gerettet werden müssen und aller Sorge dreimal wert sind. Wenn es aber wahr ist, dass im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, ... dann darf man auch sagen: Wenn Ihr einen Heiden zum Christen macht, der heute schon von morgen ist, dann habt Ihr mehr getan, als wenn Ihr drei von denen betreut, die doch bloß Christen sind, weil ihre Eltern es waren. Ihr müsst nicht ein Trachtenvereinschristentum konservieren, sondern ein neues Heidentum erobern.“

In der Tat: Auch wenn es wichtig ist, volkscirchliches Erbe zu pflegen und Traditionen am Leben zu erhalten, so dürfen sich Priester doch letztlich nicht in die Rolle von Nachlassverwaltern drängen lassen. Wir leben in gewaltigen Umbrüchen, und manche Ängste machen sich breit. Hat sich schon in den letzten Jahrzehnten viel verändert, so werden uns demnächst noch weitere Umstellungen und Entscheidungen abverlangt werden. Entscheidende Blickwechsel sind nötig, wie du, lieber Ulrich, gerade in letzter Zeit immer wieder deutlich gemacht hast, um auf die Herausforderungen unserer Situation kreativ einzugehen.

Jede Zeit ist Heilszeit; und so gilt es auch weiterhin, diese Chance zu ergreifen. Dabei sollten gerade die Priester entscheidende Wegbereiter sein. Wie oft hat Gott einen neuen Anfang gemacht. Da wäre es geradezu makaber, krampfhaft an alten Verhältnissen festzuhalten. Immer wieder will der Herr ankommen: in unseren Herzen, in unseren Gemeinden, in unseren Kirchen, in unserer Gesellschaft, in unserer ganzen Welt. Da gilt es bereit zu sein, Hindernisse aus dem Weg zu räumen und neue Möglichkeiten zu suchen. „Denn Gott hat uns nicht den Geist der Verzagtheit gegeben.“

Voller Dankbarkeit feiern wir heute mit Ulrich Lieb sein 40jähriges Priesterjubiläum. Unser Dank gilt Gott, unser Dank gilt aber auch dem Mitbruder, der seinem Primizspruch und seinem Nachnamen als Seelsorger alle Ehre gemacht hat: in Liebe der Wahrheit zu dienen.

Wir vertrauen darauf, dass Gott nach wie vor junge Männer zu Priestern beruft – „denn die Ernte ist groß“: Priester, die sich nicht als Herren, sondern als Diener, nicht als Funktionäre, sondern als Geistliche und nicht als Nachlassverwalter, sondern als Wegbereiter verstehen.

Wir bitten Gott um seinen Segen für den Jubilar und seine Angehörigen, für alle, die ihm herzlich verbunden sind, für unsere Pfarreien, unser Bistum und unsere ganze Kirche. Mögen uns daraus Hoffnung und Zuversicht erwachsen.

Heil in Fülle

*Predigt im Universitätsgottesdienst in Halle am 13. Juli 2011
(Joh 2,1-11)*

Äußerlichkeiten

„Den lade ich mir auch mal ein!“ – so könnten die Diener auf der Hochzeitsfeier in Kana gedacht haben, als sie mitbekamen, dass Jesus für den köstlichen Wein gesorgt hat, der sich plötzlich in den Wasserkrügen vorfand. Zum einen war es wohl ein besonders guter Wein, zum anderen aber vor allem eine wahre „Weinschwemme“: insgesamt an die 600 bis 700 Liter – eine unglaubliche Fülle, die geradezu an Verschwendung grenzt. Dieses „Luxuswunder“ hat schon so manchen Auslegern Kopfzerbrechen bereitet. Während Jesus sonst existentielle Not stillt, hilft er hier in einer Panne und tut nicht nur das Notwendigste. So schreibt zum Beispiel ein Theologe der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts (Martin Dibelius), dass er einen solchen Luxus für bedenklich hält und seine Schwierigkeiten hat, ihn mit dem evangelischen Ethos in Einklang zu bringen. Bemerkenswerterweise musste Jesus sich selbst ja auch von einigen seiner Zeitgenossen anhören, als „Fresser und Säufer“ bezeichnet zu werden, weil er ihren Erwartungen an ein asketisches Leben nicht entsprochen hat. Und hier im 2. Kapitel des Johannesevangeliums besteht sein erster öffentlicher Auftritt darin, dafür zu sorgen, dass ein Hochzeitsfest in Hülle und Fülle weitergehen kann. Wie soll man sich das erklären?

Sicher würden wir dazu gern mehr über diese Hochzeit in Kana wissen; aber das, was erzählt wird, ist voller Lücken. Die Braut, für die man sich bei jeder Hochzeit besonders interessiert, findet in der ganzen Geschichte keinerlei Erwähnung. Wir erfahren weder etwas vom Trauungsritus noch vom Namen und Alter der Brautleute. Ebenso wird nicht der Grund genannt, weshalb Jesus dabei war. So erscheint es auch überflüssig, darüber zu spekulieren, ob er mit ihnen verwandt war oder nicht. Über das Wunder selbst wird auch nur indirekt etwas ausgesagt. Jesus lässt Krüge mit Wasser füllen und dem davon bringen, der für das Festmahl verantwortlich ist. Dieser kostet und ist von der Qualität des Weines beeindruckt. Nur die Diener wissen, dass es vorher Wasser war. Ob die übrigen Gäste etwas bemerkt haben und wie sich das auf sie vielleicht ausgewirkt hat, ist nicht mitgeteilt. Einzig von den Jüngern heißt es, dass sie danach an

ihn glaubten. Und übrigens ist auch nirgends die Rede davon, was es beim Hochzeitsmahl zu essen gab und in wie vielen Gängen sich dieses gestaltete.

Was Johannes da am Anfang des 2. Kapitels seines Evangeliums schreibt, darf sowieso nicht als historischer Bericht verstanden werden. Man könnte es vielleicht mit einem Lied wie zum Beispiel „Sah ein Knab ein Röslein stehn“ vergleichen. Schließlich hat dieses auch nichts mit Naturbewunderung oder Botanik zu tun. Es versteht sich nicht als Werbung für eine Heidewanderung oder für Rosenzucht und ist nicht an Erster Hilfe wegen des blutenden Fingers interessiert. Der Sinn liegt viel tiefer. Gleiches gilt im Blick auf das Evangelium von der Hochzeit zu Kana. Darum ist es auch nicht unbedingt in erster Linie für eine Trauung oder für eine Verkündigung über den Sinn der Ehe geeignet.

Will man hier zu einer größeren Klarheit kommen, ist es zunächst einmal ganz entscheidend, die richtige Frage zu stellen. Die heißt aber nicht: Gibt es so etwas wie die Verwandlung von Wasser in Wein überhaupt? Kann man sich das vorstellen? Auch nicht: Was ist da nun wirklich in Kana geschehen? Vielmehr müsste sie lauten: Was soll mit dieser Geschichte zum Ausdruck gebracht werden? Welches ist ihre eigentliche Botschaft? Wovon will sie künden?

Messianische Zeichen

Um dies aber erfassen zu können, ist es nötig, gewisse Andeutungen und Symbole in einem größeren Kontext zu betrachten.

Da hören wir zum Beispiel Jesus zu Maria sagen: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Johannes spricht öfters davon. Diese entscheidende Stunde wird da sein, wenn Jesus am Kreuz erhöht ist, das heißt mit seiner Auferstehung. Auch die Einleitung der ganzen Geschichte ist mehr als eine genaue Zeitangabe. „Am dritten Tag“ ist ein Hinweis auf Ostern, von woher die Erzählung verstanden werden muss. Und wenn man vom Beginn des Johannesevangeliums bis zum Tag der Hochzeit in Kana genau nachzählt, stellt sich heraus, dass diese am siebten Tag stattfindet. An einem solchen Tag hatte Gott das Werk seiner Schöpfung vollbracht. Damit erscheint die Hochzeit von Kana als ein Freudenfest der Schöpfung, das von Gott so gesegnet wird wie der siebte Tag. Es ist ein ganz irdisches Fest – und zugleich leuchtet in ihm eine tiefere Dimension auf. Schon die Propheten Israels haben in einer Hochzeitsfeier den Hinweis auf Gottes Liebe zu seiner Schöpfung gesehen – und zugleich einen Vorgeschmack auf

das, was uns Menschen in der kommenden Welt bereitet ist. Nach dem Evangelisten Johannes wird beides in Kana Wirklichkeit. In dieser Hochzeitsfeier zeigt sich die Fülle des Lebens, für die Jesus in die Welt gekommen ist.

Zugleich weist sie aber auch auf unsere menschliche Realität hin: Auf einmal gibt es keinen Wein mehr. Auf einmal herrscht Mangel, auf einmal kommt es fast zu einer „kleinen Katastrophe“ (Thomas Söding). Durch die Schöpfung, die so gut begonnen hat, geht ein Riss. Die „kleine Katastrophe“, dass der Wein ausgeht, wird zum Zeichen für die großen Katastrophen unserer Menschheitsgeschichte, ja im Grunde auch für den Sündenfall, der die Vertreibung aus dem Paradies zur Folge hatte. In diese gestörten Beziehungen hinein spricht nun dieses erste öffentliche Wunder Jesu. Es will ganz konkret zeigen, mit welcher Liebe Gott seine Geschöpfe liebt – mehr als sie sich das je vorstellen können.

Jesus fordert die Diener auf, die Krüge mit Wasser zu füllen. Wasser war das einzige, was noch da war. Man könnte sagen: das Farblose des Alltags – die kleinen Freuden und Leiden und wohl auch die Tränen und der Schweiß des Angesichts. Damit sollen die Krüge gefüllt werden. Und dieses Wasser vermag Jesus mit einem Mal in Wein zu verwandeln. Das übertrifft ganz offenbar das Wunder des Mose, dem es anscheinend nur gegeben war, Wasser aus dem Felsen zu schlagen. Wein ist im Alten Testament ein Ausdruck für die Freude, für das unerwartete Glück, für die erfüllte Liebe, für die Freundschaft und für alles, was man sich im Innersten erhofft – letztlich damit auch ein Ausdruck für die Erlösung und das Heil in Fülle. So bedeutet die Verwandlung von Wasser in Wein, dass durch Christus alles anders geworden ist. Was vorher gewesen war, erscheint nunmehr als fade und geschmacklos. Damit dürfte – wie die Bemerkung, dass die Wasserkrüge eigentlich für die rituellen Waschungen der Juden standen, nahelegt – offensichtlich das Gesetz gemeint sein. „Das Gesetz wurde durch Mose gegeben“ – heißt es an anderer Stelle bei Johannes dazu (Joh 1,17) – „die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus.“ Gott geizt nicht mit seinen Gaben. So sagt Jesus im Johannesevangelium auch (10,10): „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ Und das bedeutet nicht nur eine quantitative, sondern sogar eine qualitative Verbesserung. Jetzt erst wird der gute Wein ausgeschänkt, einer, der das menschliche Herz tatsächlich von Grund auf zu erfreuen vermag. Damit ist die messianische Heilszeit angebrochen. Und der Wein, den Jesus im Überfluss zu trinken gibt, wird zum Zeichen, „dass die ... Geschich-

te, die mit der Schöpfung gut begonnen hat, trotz aller menschlichen Katastrophen gut ausgeht, ja besser wird denn je zuvor“ (Thomas Söding).

Anregende Haltungen

Wo aber kann man eine solche hoffnungsvolle Entwicklung erfahren? Die meisten Menschen merken nichts davon oder glauben nicht daran. Stattdessen gibt es unter uns – wie die ganze Weltgeschichte zeigt – immer wieder aufbäumende Bemühungen, selbst das Leben zu einer großartigen Feier zu machen, um es wie eine festliche Hochzeit genießen zu können. Tragischerweise ist es jedoch das Schicksal all dieser Versuche, ob sie nun manchmal zeitweise gelingen oder aber völlig illusionär bleiben, dass ihnen der „Wein“ ausgeht. Viele Menschen fühlen sich leer und leiden unter einem tiefen Mangel an Lebensfreude, resignieren entweder fatalistisch oder verfallen einem blindem Aktionismus. Auch wir Christen müssen damit leben, dass die vollkommene Freude, von der Jesus spricht, in unserer Welt nicht ganz zum Durchbruch kommen kann. Sie ist auch nicht – um im Bild des Weines zu bleiben – wie ein berauschendes Getränk, das uns benebelt und alle Sorgen vergessen lässt, oder wie Opium für das Volk. Wir wissen, dass uns manches fehlt, dass wir oft unbefriedigt und frustriert sind. Dabei könnten wir uns aber doch in eine Haltung einüben, die die Kirchenväter in paradoxer Weise als „sobria ebrietas“ – als „nüchterne Trunkenheit des Geistes“ – beschrieben haben (Dieter Zeller). Und sie wollen damit sagen: Trotz allem Mangel an Fülle kann doch etwas von der Freude Jesu auf uns überströmen, wenn wir seinem Geist in uns Raum geben.

Aus einer solchen „nüchternen Trunkenheit“ heraus könnten und sollten wir auch dazu gelangen, uns ähnlich wie Maria einzusetzen. Sie ist ganz aufmerksam und fühlt sich in die peinliche Situation des Gastgebers ein. Bevor die Gäste etwas merken, macht sie ihren Sohn auf die entstandene Notlage aufmerksam. Sie weiß, dass er alles zum Guten wenden kann. Für uns hieße das, – stellvertretend für alle, mit denen wir zusammenleben – Christus vertrauens- und hoffnungsvoll zu bitten, dass er auch heute hilfreich und machtvoll wirksam wird, wo menschlichem Bemühen der Atem ausgeht. Ja, wir haben wohl sogar die Aufgabe, unsere unvollkommene Welt mit all ihren Nöten, Leiden und Grausamkeiten immer wieder seiner Barmherzigkeit zu empfehlen. Zugleich sind wir aber auch dazu gesandt, diejenigen, die auf der Suche nach Leben in Fülle sind, auf Christus hinzuweisen und – wie Maria – ihnen zu empfehlen: „Was er euch sagt, das tut.“

Und noch etwas meine ich aus der Hochzeitgeschichte von Kana herauszuhören. Es verbindet sich mit der Aufforderung Jesu: „Füllt die Krüge mit Wasser!“ Wenn von manchen Erklärern die Krüge als Hinweis auf das mosaische „Gesetz“ verstanden werden, das Jesus nicht auflöst, aber überbietet und erfüllt, dürfen wir dann die Krüge nicht vielleicht auch als einen Hinweis auf alle Regeln und Vorschriften, Einschränkungen und Möglichkeiten betrachten, von denen Menschen heute betroffen sind? „Füllt die Krüge mit Wasser!“ Wäre das dann nicht auch eine Ermutigung, alles zu nutzen, was uns zur Verfügung steht, oder – im Bild gesprochen – die Krüge bis zum Rande zu füllen, das Begrenzte und Unvollkommene zu wagen, mit der Hoffnung, dass unser Einsatz durch Gott maßlos überboten wird?

Unser Leben als Fest zu feiern, als sinnerfülltes Dasein zu erfahren, sich in Gott geborgen zu wissen, von seiner Liebe und Sorge getragen: das ist nur dann möglich, wenn der Herr die Wasser unserer eigenen begrenzten Kraft, unserer stolzen Leistungen und Taten in den Wein der Gnade und des Segens verwandelt. Möge dieses Wunder immer wieder geschehen und mögen wir es im Glauben als solches auch erkennen. Verschmähen wir die sogenannten kleinen Freuden des Alltags nicht, behalten wir dabei aber auch in Erinnerung, dass uns noch Größeres verheißen ist: Leben in Fülle und Heil ohne Ende.

Dass Menschen wieder Menschen werden

*Predigt zum Heiligen Abend 2011
(Jes 9,1-6; Tit 2,11-14; Lk 2,1-14)*

Lebenswelten

Wie nehmen Sie unsere Welt und die Situation, in der wir leben, wahr? Wie denken und fühlen Sie? Oder noch anders – etwas salopp – gefragt: „Wie tickt man in Mittel- bzw. Ostdeutschland?“ Ich kann mir vorstellen, dass die Stimmung unter uns sehr unterschiedlich ist, an diesem Weihnachtsfest, aber auch sonst. Ein eindeutiges Bild ist kaum auszumachen. Vielmehr scheint die Befindlichkeit davon abhängig zu sein, welcher Generation man angehört, wie man sich nach der politischen Wende zurechtgefunden hat und definiert – als Sieger oder Verlierer, ob man existentiell abgesichert oder gefährdet ist und wie lange man schon hier lebt oder woher man stammt. Manchmal ist aber auch ein Grundton herauszuhören. Es gibt genügend Menschen, die sich irgendwie verloren fühlen, Halt und Geborgenheit vermissen und kaum Perspektiven für sich sehen. Herzlichkeit scheint bei manchen rarer zu werden, ja es entsteht sogar der Eindruck, dass Unfreundlichkeit und Aggression bis hin zur Gewalt zunehmen. Wie weit das gehen kann, zeigt uns gerade der rechtsextreme Terrorismus, mit dem wir in letzter Zeit konfrontiert wurden. Erschreckend ist, dass die dahinter stehende Gesinnung nach wie vor Menschen verführen kann. Im Roncalli-Haus nebenan ist gerade eine Ausstellung über Anne Frank zu Ende gegangen, die vor Augen gestellt hat, zu welchen Verbrechen Menschen in der Lage waren und wie unauffällig manches anfangen kann. Wie gehen wir mit solchen Erfahrungen um?

„Dass Menschen wieder Menschen werden“. Dafür hat Carl Lampert, ein österreichischer Priester, aus ganzem Herzen gebetet, bevor er 1944 in Halle durch das Fallbeil hingerichtet wurde. Papst Benedikt hat ihn vor kurzem selig gesprochen. Über Jahre litt Carl Lampert darunter, wie die Nationalsozialisten die menschliche Würde mit Füßen traten und zu welchen Gräueltaten Menschen fähig sind. Das hatte er nicht schweigend hinnehmen können.

„Dass Menschen wieder Menschen werden“. Das müsste auch

unsere flehentliche Bitte werden – im Blick auf das, was wir selbst erleben, im Blick aber auch auf so viele Länder, in denen Gewalt und Unrecht herrschen. Konrad Lorenz, ein berühmter Verhaltensforscher des 20. Jahrhunderts, hat dazu einmal kritisch bemerkt: „Wenn ich den Menschen für das endgültige Ebenbild Gottes halten müsste, würde ich an Gott irrewerden.“ Seiner Meinung nach sind wir eher „das lange gesuchte Zwischenglied zwischen dem Tiere und dem wahrhaft humanen Menschen.“ Tatsächlich kann man oftmals darüber erschrecken, welches Unheil Menschen über sich und andere bringen können, auf banale oder dramatische Weise, bewusst oder unbewusst, durch Egoismus und Neid, Lug und Trug, Mord und Totschlag. „Selbst im gütigsten Herzen“ hält sich – wie es Alexander Solschenizyn einmal formuliert – „ein uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen.“

Gottes Mensch-Werdung

„Dass Menschen wieder Menschen werden“. Darum ging es Gott, als er – wie wir Christen glauben – vor etwa 2000 Jahren in Jesus von Nazareth Mensch wurde und sich in unsere Verhältnisse hineinbegab.

„Die Gnade Gottes ist erschienen, um alle Menschen zu retten“ (Tit 2,11). Diesen Satz hören wir Jahr für Jahr in der Heiligen Nacht. Ist das nicht etwas Unglaubliches? Mitten in unsere Welt hinein ist Gott gekommen – so, wie sie ist, und zu uns Menschen, so, wie wir sind. In Jesus Christus ist er einer von uns geworden. Jean-Paul Sartre, ein überzeugter Atheist hat einmal mitten im Krieg eine Weihnachtsgeschichte geschrieben. Darin lässt er den Helden dieser Geschichte einen Traum aussprechen – einen Traum, den er als Atheist zwar für unerfüllbar hält, den er aber dennoch zu träumen wagt. Er sagt: „Wenn ein Gott für mich Mensch würde, für mich, liebte ich ihn, ihn ganz allein. Es wären Bande des Blutes zwischen ihm und mir, und für das Danken reichten alle Wege meines Lebens nicht“ (Franz Kamphaus).

Wir Christen glauben, dass das kein Traum ist, sondern vielmehr tiefste Wirklichkeit, sogar historisch fassbar. Vor etwa 2000 Jahren hat es sich ereignet: als das jüdische Volk von den Römern beherrscht wurde, zur Zeit des Kaisers Augustus, als Quirinius Statthalter von Syrien war. Da ist Jesus Christus, der Sohn Gottes, in einem kleinen Dorf in Palästina zur Welt gekommen und hat unser menschliches Leben von Beginn an geteilt. Von einer Herbergssuche ist da im Lukasevangelium die Rede, von einer schwangeren Frau, einem Stall und einer Krippe und schließlich einem neugeborenen Kind in Windeln. Irdischer und alltäglicher geht es kaum!

Wenn Gott uns auf diese Weise nahe gekommen ist, dann können wir in ihm auch erkennen, wie Gott sich den Menschen gedacht hat: als sein Ebenbild. In jedem Menschen spiegelt sich das Antlitz Gottes wider; jeder Mensch hat eine Würde, die ihm niemand nehmen kann. Darauf beruhen die Menschenrechte; darin sind Freiheit und Gleichheit begründet. Auf Grund dessen sind wir alle Schwestern und Brüder. Gott ist Mensch geworden, damit wir Menschen wieder Menschen werden.

Unsere Mensch-Werdung

Diese Würde fordert uns immer wieder aber auch heraus. Ihr gilt es ein Leben lang zu entsprechen. Ja, als derart Beschenkte sind wir uns selbst zur Aufgabe gegeben und haben die Chance, immer noch mehr Mensch zu werden: vernünftiger und liebevoller, gerechter und barmherziger, selbstloser und aufgeschlossener. Durch Gottes Menschwerdung ist uns die Hoffnung geschenkt worden, dass auch so etwas wie unsere eigene Mensch-Werdung möglich ist. Trotz aller Rückschläge, die wir erleben, trotz der Katastrophen, die uns täglich vor Augen geführt werden, und in all den Bedrängnissen, die auf uns ganz persönlich lasten, gibt es einen Ausweg.

Mit dem Kind in der Krippe ist das Licht in die Welt gekommen. „Mit ihm haben wir eine Zukunft. Mit ihm wird Friede möglich. Ein neues Leben. Das sind keine leeren Versprechungen. Glaubende haben es erfahren. Glaubende erfahren es heute noch. Durch Jesus Christus bekommen die großen Worte der Menschheit einen neuen Sinn: glauben, hoffen, für andere da sein, leiden, Tod und Leben“ (Eleonore Beck).

Und diese großen Worte der Menschheit lassen sich auch in unseren Alltag übertragen. Denn überall da, wo der Kreislauf der Gleichgültigkeit und des Bösen unterbrochen wird, kommt das Licht Jesu Christi in die Welt: wenn Menschen einander achten und freundlich begegnen, wenn Familien Geborgenheit vermitteln, wenn Kranke Zuwendung und Hilfe erfahren, wenn Trauernde nicht allein gelassen werden, wenn Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Maßstab des Lebens sind.

Weihnachten lädt uns sicher zuerst einmal ein, sich innig und festlich der Mensch-Werdung Gottes zu erinnern und dafür zu danken. Zugleich ist es aber auch ein Impuls dazu, die eigene Mensch-Werdung phantasie reich und tatkräftig voranzutreiben. Freilich ist dieses Fest nicht von ethischen Höchstleistungen abhängig. Wer nur moralische Appelle damit verbindet, missbraucht es eigentlich. Andererseits

will Gott aber auch in und durch uns Menschen in der Welt ankommen. Wem das zu Herzen geht, den lässt das Schicksal der anderen Menschen nicht kalt, der feiert nicht nur im engsten Kreis, der mischt sich ein, wenn Unrecht geschieht, und übernimmt auch sonst Verantwortung. Achtung, Ehrfurcht und Liebe aber bringen Licht und Wärme in die Welt. Möge dadurch etwas von dem widerstrahlen, was durch den Glauben an Christi Geburt in unseren Herzen leuchtet.

„Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt ...“

*Predigt zu 20 Jahre Partnerschaftsaktion Ost am 16. Juni 2012
(Mt 25,31-40)*

Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. „Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“, fragte einer seiner Schüler. „Nein“, sagte der Rabbi. „Ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?“, fragte ein anderer. „Nein“, sagte der Rabbi. „Aber wann ist es dann?“, fragten die Schüler. „Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen: das gehört zum Kern unserer jüdisch-christlichen Tradition. So heißt unser wichtigstes Gebot auch: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst“ (Lk 10,27). Beides gehört eng zusammen. Gottes- und Nächstenliebe sind für uns gewissermaßen die zwei Seiten der einen Medaille. Wirkliche Gottesliebe ist am Verhalten zum anderen ablesbar. Und radikale Nächstenliebe erscheint ohne Gottesliebe kaum denkbar.

Zweifellos gibt es in unserem Land und auch unter uns manche Menschen, die mit Glaube und Kirche nichts anfangen können, aber ihren Nächsten so selbstlos beistehen, dass sich viele Christen daran ein Beispiel nehmen können. Selbst wenn dieser Einsatz nicht in direktem Bezug zu Gott steht, stellt er doch einen ganz hohen Wert da. Solche Menschen sind – so glauben wir – auf ihre je eigene Weise dem Gott Jesu Christi sehr nahe, auch wenn sie es nicht wissen oder nicht glauben.

Kommt das nicht auch im heutigen Evangelium zum Ausdruck? Am Ende aller Tage – so ist darin zu hören – haben wir uns zu verantworten. Wir werden für etwas gelobt oder getadelt, was wir vorher gar nicht so richtig begriffen haben. Der Maßstab ist: Wie sind wir mit den anderen Menschen umgegangen, vor allem mit den Notleidenden und Bedürftigen? Und auf einmal heißt es: „Was ihr für

einen meiner geringsten Brüder“ – heute würde man noch ergänzen: „und eine meiner geringsten Schwestern“ – „getan habt, das habt ihr mir getan.“ Das bedeutet doch: Ob wir es wahrnehmen oder nicht, in denen, denen wir uns zuwenden oder verweigern, begegnet uns sogar Jesus Christus selbst, eröffnet sich uns ein spezieller Zugang zu Gott. Davon kündigt auch das Lied, das vielerorts am Gründonnerstag, wo wir unsere Kollekte für die Partnerschaftsaktion Ost einsammeln, gesungen wird: „Wo die Güte und die Liebe, da ist Gott.“

Dass Christen sich engagiert um andere Menschen kümmern, hat schon die alten Römer beeindruckt. Besonders bekannt ist das Beispiel des Kaisers Julian, der im 4. Jahrhundert das „Rad der Geschichte noch einmal zurückdrehen wollte“. Christlicherseits hat er den Beinamen „Apostata“ zugelegt bekommen; und das heißt übersetzt: „Abtrünniger“. Obwohl die gesellschaftspolitische Wende zum Christentum bereits erfolgt und er schon christlich erzogen war, versuchte er doch noch einmal, die alte römische Religion, also das Heidentum, wieder herzustellen. Dafür machte er aber bedeutende Anleihen beim Christentum: Er wollte, dass die neuen heidnischen Priester die Kirche gerade in ihrer Liebestätigkeit nachahmen, ja sogar übertreffen sollten. Entscheidendes Kriterium für die Religion sollte also die Praxis der Nächstenliebe sein. Damit ist er jedoch gescheitert, denn die heidnische Religiosität war und blieb individualistisch und formalistisch, dem Kult verhaftet und nicht auf Nächstenliebe und sozial-karitatives Engagement ausgerichtet.

Und auch heute gibt es Formen von Religiosität und Spiritualität, die nicht unbedingt etwas mit einer Zuwendung zu bedürftigen Mitmenschen zu tun haben, sondern eher individualistischen Interessen dienen: dem eigenen Wohlbefinden, einer Flucht aus der konkreten Welt oder ausschließlicher Selbsterlösung. Die Gottesoffenbarungen des Alten und Neuen Testaments aber sind eindeutig: Zu wahrer Religion gehört neben der Verehrung Gottes und der Liebe zu ihm auch die Liebe zu den Menschen – und zwar zu allen Menschen. Hierin zeigt sich letztendlich, dass es einer Religion tatsächlich um die „Rückbindung an Gott“ geht. Besonders wichtig ist dabei all das, was sich rein menschlich nicht „rechnet“, wo jemand etwas sozusagen „umsonst“ tut, freiwillig und ohne Erwartung einer Anerkennung oder eines Erfolges.

Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen: dann – so sagt der alte Rabbi zu seinen Schülern – wird es Tag. Sicher werden viele von Ihnen bei den zahlreichen Begegnungen mit Menschen aus Mittelost-, Ost- und Südosteuropa schon erfahren ha-

ben, was damit gemeint sein könnte. Wie soll man sich da miteinander verständigen, wenn man die Sprache nicht kann? Ich habe es seit meinen ersten Auslandsreisen als Jugendlicher immer wieder erlebt, dass es eine Sprache gibt, die alle verstehen: es ist die Sprache des Herzens. Sie beginnt da, wo ich den anderen oder die andere voll Interesse anschau, wo ich für Zeichen und Gesten erfinderisch werde und merke, wie viel wir einander doch mitteilen können. Da entstehen plötzlich Brücken, die verbinden. Da leuchtet etwas auf, was zutiefst froh macht. Da entstehen Freundschaften, die bereichern.

Sind solche Erfahrungen nicht auch genau das, was die Jünger Jesu an Pfingsten erlebt haben: dass Menschen unterschiedlichster Herkunft – entflammt vom Geist Gottes – einander verstehen können, ja sogar die Sprache der anderen sprechen? Aus dieser Erfahrung heraus ist Kirche gewachsen und bis zu den Enden der Erde gedungen, als eine „Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern aus allen Völkern und Nationen“. Daraufhin ist sie angelegt. Dazu fordert sie uns heraus: Gräben zu überwinden, Brücken zu bauen und Einheit in der Vielfalt zu bewirken. Und der Weg dahin führt über die Begegnung mit unseren Schwestern und Brüdern, die uns als „die Nächsten“ aufgegeben sind. Über die Grenzen unserer Kirche hinaus sind wir dazu da, im Gesicht irgendeines Menschen – im Gesicht jedes Menschen – die Schwester oder den Bruder zu sehen. Dann wird es Tag. Dann hören wir vielleicht irgendwann auch einmal: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder und für eine meiner geringsten Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.“ Lassen wir uns in diesem Sinne auch weiterhin vom Heiligen Geist bewegen und Gutes tun – um Gottes und der Menschen willen.

Was bedeutet mir Wittenberg?

*Beitrag zur Publikation
„Orte der Reformation – Wittenberg“*

Katholischerseits gehört Wittenberg mit einer Pfarrei, die außer der Stadt noch einen weiteren Umkreis einbezieht, zum Bistum Magdeburg. Nach der Reformation hatte es 300 Jahre gedauert, bis hierher wieder einige Katholiken kamen und 1858 eine kleine Gemeinde gegründet werden konnte. 1872 folgte dann die Weihe einer eigenen Kirche und 1908 die Erhebung der bisherigen „Missionsstelle“ zu einer richtigen Pfarrei.

Als katholische Gemeinde in einer Lutherstadt zu leben, bedeutet schon eine besondere Herausforderung. Anfangs – so heißt es 1958 in der Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Pfarrei – war „das Verhältnis der Konfessionen ... noch nicht durch gemeinsam erlebte Drangsal geläutert, sondern gespannt, bestenfalls kalt, oft genug feindlich“. In den letzten Jahrzehnten aber sind erfreulicherweise das ökumenische Bewusstsein und die geschwisterliche Verbundenheit zwischen den vor allem nach dem II. Weltkrieg größtenteils zugewanderten Katholiken und den zumeist einheimischen evangelischen Christen beträchtlich gewachsen. War es bis zur friedlichen Revolution von 1989 verstärkt der marxistisch-leninistische Druck, der uns Christen zusammenrücken ließ, drängt oder beflügelt uns heute im Sinne des sehnlichen Wunsches Jesu, dass die, die ihm nachfolgen, eins sein sollen, „damit die Welt glaubt“, die extreme Entkirchlichung in unserer Region zu größerer Nähe. In Wittenberg sollen sich nur noch 10 Prozent zur evangelischen und 4 Prozent zur katholischen Kirche bekennen. Über 80 Prozent der Bevölkerung gehören also keiner Kirche mehr an und erscheinen weithin auch sonst als „religiös unmusikalisch“. Solche Erfahrungen und Einsichten haben uns im Rahmen eines Pastoralen Zukunftsgesprächs 2004 dazu bewegt, programmatisch zu formulieren: „Im Bistum Magdeburg, gelegen im Ursprungsland der lutherischen Reformation, hat Ökumene eine besondere Bedeutung. In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu ... Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen. Angesichts weit

verbreiteter Gleichgültigkeit, von Vorurteilen und Gewohnheiten sind die Christen aufgerufen, in Wort und Tat gemeinsam vom Evangelium Zeugnis zu geben.“

Das haben wir in der Vergangenheit auf vielfältige Weise versucht, davon sind wir auch weiterhin überzeugt. Viele Beispiele ließen sich dafür nennen. Eindrücklich erinnere ich mich selbst dabei mehrerer Firmungen, die wir – da die katholische Kirche relativ klein ist – in der evangelischen Stadtkirche feiern konnten, oder dass mein Vorgänger, Bischof Leo Nowak, schon einmal eingeladen war, zum Reformationstag von der „Lutherkanzel“ in der Schlosskirche zu predigen.

Auch für Katholiken stellt Martin Luther inzwischen – trotz aller Tragik vergangener Entwicklungen – als zutiefst gläubiger Mensch, der leidenschaftlich um Gott gerungen hat, eine geistliche und theologische Herausforderung dar.

Evangelische wie katholische Christen könnten sich also gemeinsam von ihm anregen lassen, ihr Herz weit für Gott zu öffnen und Christus noch glaubwürdiger zu bezeugen. Vielleicht liegt in dieser Perspektive auch eine geeignete Möglichkeit, gemeinsam auf das Reformationsgedenken im Jahr 2017 zuzugehen. Ich wünschte sehr, dass dies in Wittenberg anregenden Ausdruck fände.

Der Sonntag entkrampft

Osterartikel 2012 für die Magdeburger Volksstimme

An jedem Sonntag gedenken Christen der Auferstehung Jesu von Nazareth, einmal im Jahr aber zu Ostern in besonderer Weise. Schon seit langem genießen solche christlich motivierten Tage bei uns staatliche Anerkennung und öffentlichen Schutz. In jüngster Zeit gibt es jedoch auch immer wieder Versuche, dies zu untergraben.

Warum könnte es nach wie vor sinnvoll sein, den Sonn- und Feiertagschutz nicht leichtfertig ökonomischen Interessen oder relativistischen Bestrebungen zu opfern?

Zum einen sind Sonn- und Feiertage Ausdruck des kulturellen Gedächtnisses und der geistigen Wurzeln unserer Gesellschaft. „Wer“ aber – so ein Ausspruch von Friedensreich Hundertwasser – „seine kulturellen Wurzeln vernichtet, kann nicht wachsen.“ Statt sich von ihnen zu trennen, gilt es vielmehr, aus ihnen zu leben und sie sogar für nachfolgende Generationen zu sichern.

Zum anderen entkrampfen Sonn- und Feiertage unser Leben, sie fördern Gemeinschaft und stabilisieren die Gesellschaft. Gegenüber der Hektik des Alltags ermöglichen sie Zeiten der individuellen und gemeinschaftlichen Muße und Besinnung. Eine gesellschaftliche Ruhephase hat eine andere Qualität als ein persönlicher Urlaubstag inmitten pulsierenden Arbeitslebens. Außerdem schaffen gemeinsame Freizeiten die berechenbare Möglichkeit, familiäre oder freundschaftliche Beziehungen besser zu pflegen als an anderen Tagen. Letztendlich nutzt dies unserer Gesellschaft mehr als eine permanente Unruhe, in der alle zu jeder Zeit individuell ihre materiellen Bedürfnisse befriedigen können. Eine Gesellschaft ist dann gesund und leistungsstark, wenn sie verlässliche Arbeitszeiten und verlässliche Ruhe- und Feiertage garantieren kann. Es gibt Bundesländer, die dies beispielhaft belegen.

Und schließlich geht Sonn- und Feiertageeinkauf immer zu Lasten anderer und beeinträchtigt deren Lebensqualität. Mindestens bei diesem Argument haben die Kirchen auch die Gewerkschaften an ihrer Seite.

Angesichts dessen, dass gelegentlich ein abrupter oder schleichender Wertewandel und eine Ökonomisierung aller Lebensbereiche beklagt wird, sehen sich die Kirchen in ihrem Engagement für den Sonn- und Feiertagsschutz nicht in der Rolle eines Lobbyisten für die eigene Sache, sondern vielmehr in ihrer Verantwortung für jeden einzelnen Menschen und die ganze Gesellschaft.